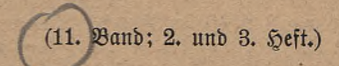
Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Mai und Juni 1891.

(11. Band; 2. und 3. Heft.)





Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

II. Rauscherstraße 16.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirthschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue"** bildet die Neue Folge der **„Oesterreichischen Revue"** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwickelung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Auszug aus den erschienenen 5 Jahrgängen der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichniß der **„Oesterreichischen Revue"** und der ersten 5 Jahrgänge der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue"** sind durch den Verlag der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue"** zu beziehen. Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ungar. Postanstalten und der Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" in Wien, II. Rauscherstraße 16, entgegen.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue"** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue"** seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

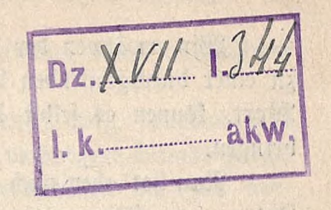
Hans Schlitter: Die Stellung d. nordamerik. Regierung z. d Ereignissen d. J. 1848 in Oesterr.-Ung. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaëta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegetthoff. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwich: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.
Wendelin Boeheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Déak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Büdinger: Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.
Joseph von Lehnert: Der Sturz d. Republik Venedig u. d. Occupation i. Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Bd. V, S. 65.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigl: Gerhard van Swieten Bd. VI, S. 113.
Graf Georg Apponyi's Denkschrift zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Rugierus Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusas. Bd. VI, S. 332.
Hans Schlitter: Die Regierung d. nordamerik. Republik u. d. ung. Frage i. J. 1848 u. 49. Bd. VII, S. 1 u. Bd. X, S. 1.
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.
Joh. B. Meyer: Kaiser Joseph II. Handbillet v. 4. Dec. 1783 üb. d. Besorgung d. Regierungsgeschäfte. Bd. VIII, S. 65.
Vincenz Goehlert: Die Dynastie Habsburg-Lothringen. Historisch-statistische Studie. Bd. VIII, S. 117.
Eugen Guglia: Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenstreit. Bd. VIII, S. 186.
Paul von Radics: Die Reisen Kaiser Joseph II. Bd. VIII, S. 241 und Bd. IX, S. 1.
Peter Anton v. Schlechta: Die Entwickelung d. böhm. Adels. Bd. IX, S. 81, 193 u. 265, Bd. X, S. 10, 125, 193 u. 274.
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Die Schlacht von Magenta. Bd. IX, S. 115.
Georg Deutsch: Dr. Beda Dudik. Bd. IX, S. 221.
Wilhelm Fraknói: Die europäische Politik des Königs Mathias von Ungarn. Bd. X, S. 65.
Franz von Krones: Aus der Zeit der Befreiungskriege. 1813 bis 1815. Bd. X, S. 257.
Franz Ilwof: Erzherzog Johann u. d. steiermärkische Landwirth Paul Adler Bd. XI, S. 25.

Oeffentlicher Unterricht.

Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simony: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Exner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Ilg: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwickelung. Bd. V, S. 193.
E. Fr. v. Swieten: D. Reform d. Universitätsstudien in Oesterreich d. v. Swieten. Bd. VI, S. 297, u. Bd. VII, S. 21.

Volkswirthschaft.

Alex. Peez: Die ung. Landesausstellung v. 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn u. d. Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Heinrich Kröhnke: Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.
Max von Hantken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Auspitzer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. II, Heft VIII, S. 42.
Friedrich Kleinwächter: Die Czernowitzer Ausstellung von 1886. Bd. II, Heft IX, S. 5.
Stephan Molnár: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I, S. 10.
Raphael Hoffmann: Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Bd. II, Heft 1, S. 19, u. Heft IX, S. 40.
Julius Wolf: Der Alkoholismus in den österreichischen Ländern. Eine statistische Skizze. Bd. III, S. 243.
Adolf Beer: Oesterreich und die deutschen Handelseinigungsbestrebungen in den Jahren 1817 bis 1820. Bd. III, S. 273.



Realismus und Naturalismus in der Dichtung.[1])

Ihre Ursachen und ihr Werth.

Eine Studie von Karl Freiherr v. Binder-Krieglstein.

Vor einigen zwanzig Jahren schon war in der bildenden Kunst eine Reaction bemerkbar geworden, welche ihre Spitze mit mehr oder weniger Glück gegen die bisherige Salontyrolerei besonders auf dem Gebiete des gepflegtesten Zweiges, der Genremalerei, richtete. Aber auch in der historischen und Portraitmalerei war es der beim letzten Ausfalle vor Paris, am 19. Januar 1871, erschossene, für die Kunst viel zu früh verstorbene Regnault, sowie der Deutsche Lenbach, welche neue Bahnen einschlugen.

Der geistvolle, wahrhaft antike Realismus in Kaulbach's wunderbaren Compositionen, der derbere Realismus eines Defregger, welcher Schule machte, zeugten von einem Verständniß der künstlerischen Aufgabe, wovon wir in dem farbenprächtigen, übrigens geistlosen Naturalismus eines Makart ebensowenig zu entdecken vermögen, als in der unharmonischen oder farblosen Genremalerei, welche die Natur mit photographischer Treue wiedergiebt.

Wir erinnern uns mit Unbehagen der geköpften Sklaven, deren Blut beinahe auf unsere Stiefel rinnt, oder der fünf schmutzigen Weiber auf einem schmutzigen Felde, wie sie bei schmutzigem Wetter Rüben ausnehmen u. s. w.

Selbst der geniale Wereschagin konnte uns nicht befriedigen, da hier der ideale Grundgedanke unter einem erbarmungslosen Naturalismus verschwindet und die Schönheit in der Wahrheit vollständig untergeht.

---

[1]) Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue. XI. Band, Seite 1.

Wir erwähnen der Malerei übrigens nur als Symptom, denn zu einer durchgreifenden Wirkung, wie das gesprochene oder gedruckte Wort, können es selbst die besten Werke der bildenden Kunst nicht bringen.

Nun hat aber auch die Schriftstellerei und Dichtung seit zwanzig Jahren ungefähr, mitten in die stylvolle Poetik hinein, Töne anzuschlagen begonnen, welche, Anfangs nicht beachtet, wenn nicht gar zurückgewiesen, sich allmählich mit ihren mächtigen Accorden nicht nur die Sinne, sondern auch die Gemüther der alten Welt erobert und die bisherige Literatur nahezu verdrängt, oder doch zur Conversion gezwungen haben.

Verwandte, wenn auch schwache Töne waren wohl schon früher vereinzelt zu hören, so z. B. vom Sittenkritiker Louis Veuillot, vom liebenswürdigen, prächtigen Kleinrealisten Karl Stieler u. A.

Diese mächtige Strömung der Geister als Ausdruck der modernen Lebensauffassung ist die streng realistische, in ihren Auswüchsen Naturalismus genannt; sie hat den Kampf gegen die conventionelle Lüge, unter welcher alle Schäden fortwuchern, proclamirt; ihr Rüstzeug ist, wie sie es nennt, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit.

Alles, was das Menschenleben an Darlegungen bietet, wird mit der erbarmungslosen Lupe des Kritikers sowohl auf seine äußeren Erscheinungsformen, als auf seinen inneren Werth untersucht; Jahrtausend alte, allgemein gültige Annahmen werden auf ihren wahren Gehalt geprüft und schonungslos als verderbliche Irrthümer gebrandmarkt, deren Erkenntniß und endgültige Ausmerzung nothwendig ein neues, goldenes Zeitalter herbeiführen muß; und diese Offenbarungen werden der erstaunten Welt im tiefen Ueberzeugungstone begeisterter Propheten verkündet. Zuerst Selbsterkenntniß, dann die Umkehr!

Wir irren, wenn wir an uneigennützige Liebe glauben, denn was man so nennt, ist Geschäft; wir irren, wenn wir an aufopfernde Freundschaft glauben, denn sie ist Product der Ueberlegung; wir irren, wenn wir an selbstloses Mitgefühl glauben, denn alles ist Berechnung; wir irren, wenn wir an Pflichtgefühl glauben, denn dieses erstreckt sich nicht über die Besoldung hinaus; wir irren uns in den Begriffen von Ehre, denn diese sind willkürlich geschaffene Annahmen; wir irren uns über den Werth der Ehe, denn diese ist unter allen Umständen nichts anderes, als ein Zustand gegenseitiger Herabwürdigung! Es ist Zeit, sich über diese verderblichen Irrthümer klar zu werden und die Gesell-

schaft auf neue und gesunde Grundlagen zu stellen, deren Schlußstein die Wahrheit ist!

Was man auch dagegen sagen oder denken mag, leugnen läßt sich nicht, daß die Neuerer die Finger auf die verborgene Wunde gelegt, und bei allen Uebertreibungen doch die Krebsschäden der Zeit aufgedeckt haben. Leider, daß ihre lediglich kritisirende Thätigkeit nur die Diagnose giebt, ohne der schmerzlich entbehrten Heilmittel!

Fast zu gleicher Zeit waren es zwei hervorragende Geister, welche mit ihren neuen Doctrinen vor die Mitwelt traten: der Franzose Zola als Sittenschilderer im Style eines Juvenal und der Norweger Ibsen, der Dichter. Mit diesen beiden nahezu parallel ging dann der Russe Tolstoi; ihm folgte der Wiener Anzengruber und als jüngster in der Reihe der Norddeutsche Sudermann.

Dies sind die vorzüglichsten Interpreten des modernen, scheinbar nüchternen Realismus und sie sind, wenn auch Vertreter einer und derselben Richtung, und wenn sie auch in ihren Schlußfolgerungen zusammentreffen, bis auf Sudermann jeder selbstständig und eigen in seiner Art.

Gedankenlose Nachbeterei gefällt sich mit einem gewissen Anscheine von Recht darin, die genannten hervorragenden Erscheinungen Vertreter des Naturalismus zu nennen und sie und ihre bedeutenden Werke mit dem greulichen Gesudel des unverfälschten Naturalismus, der in zügelloser Wildheit und Rohheit dahertobt und bereits zur öffentlichen Calamität zu werden droht, in einen Topf zu werfen.

Wenn wir aber hier laut und öffentlich aussprechen, wie wir trotz alledem in den Genannten die Propheten des allerdings schonungslosen, in seinen letzten Zielen aber hochidealen Realismus und nichts anderes erblicken, so sind wir natürlich bereit, den Beweis hiefür anzutreten und gedenken es zu thun. — — — — — — —

Am weitesten von Allen geht der Franzose Zola. Hier ist die Aufdeckung und Bloßlegung aller niederen Instincte im Menschen mit einer solchen Meisterschaft und überzeugenden Kraft der Darstellung durchgeführt, daß es ganz besonders scharfer, kritischer Organe bedarf, um sich bis zu dem sittlichen Kerne durchzuspüren, der unter Gebirgen von Lastern und Gemeinheit fast erdrückt wird.

Denn jener ist da und muß als Rechtfertigung für die Form gelten.

Aus allen seinen Schriften klingt hinter dem vernichtenden Urtheile über die jetzige Gesellschaft und hinter dem Grundtone klagender

Resignation doch die frohe Hoffnung heraus auf endliche Erkenntniß und der Trost auf Ein- und Umkehr, freilich über ein Chaos von Zerstörung.

Aber nicht diese Verheißungen sind es, welche in den Ohren der ungeheueren Menge klingen. Der Mensch in Unverstand und schadenfroher Entrüstung und zugleich im Pharisäerdünkel hält sich lediglich an den greulichen Scandal. Anstatt den ethischen Kern herauszuschälen, freut sich jeder Leser, daß des Nächsten Laster so schonungslos aufgedeckt werden, wo seine eigenen Gespenster in seiner eigenen verschwiegenen Brust, wie er meint, begraben liegen.

In subjectiver Blindheit hält sich jeder für die einzige Ausnahme und für den einzigen, welcher in Zola's Schriften sein Abbild nicht findet, und er wartet, bis die Uebrigen mit der Selbsterkenntniß und Umkehr vorangehen. So geht jeder herum wie der Mann im Domino, dem ein Schalk einen Zettel mit seinem Namen auf den Rücken geheftet hat.

Damit aber ist die moralische Wirkung compromittirt, und nachdem die überaus wahren, von Lüsternheit, Schilderungen aller Laster und beispielloser Kühnheit der Enthüllungen überquellenden Schriften zugleich alle Nerven und Sinne in prickelnde Schwingungen versetzen, frißt sich die gefährliche Medicin als Gift in die Seelen ein, wird statt eines Heilmittels eine neue Stimulanz und zugleich der letzte Nagel zum Sarge der Menschenwürde und seiner eigenen Schätzung.

Entehrung und Erniedrigung desjenigen, der gebessert werden soll, ist unter allen Mitteln zum Zwecke das verkehrteste, und wenn irgendwo, so gilt hier das Wort vom Austreiben des Teufels durch Beelzebub.

Jedermann liest Zola und Niemand hat den Muth, es zu bekennen; darin liegt die beste Kritik für die Auffassung, welche die Menschen von dessen Werken haben.

Es fällt uns unwillkürlich die Geschichte vom Pfarrer ein, welcher in seiner Predigt gegen das Laster des Lottospieles eiferte. Er sagte ungefähr: „Da träumt eine Person die Zahlen 5, 16, 38 und dann geht sie hin u. s. w."

Als er die Kirche verließ, näherte sich ihm ein Weib und dankte ihm für seine herrliche Predigt, welche ihr so recht ans Herz gegriffen habe. Nur eine Bitte hätte sie noch. Und diese wäre? meinte der Pfarrherr. Er möchte ihr doch die Nummern noch einmal sagen, sie habe dieselben nach der Predigt vergessen.

Dieselbe Wirkung haben trotz der guten Absicht und allen sittlichen Ernstes die Schriften Zola's; nämlich keine läuternde, höchstens eine verwirrende.

Aber noch einen anderen und schlimmen Einfluß haben sie geübt; sie haben Schule gemacht, und zwar eine große und verbreitete Schule. Und wie dabei stets nur die leichtverständliche Form nachgeahmt wird und der geistige Gehalt unbegriffen bleibt, so hat sich nun das ekelhafte Geschwür des rohen Naturalismus in der gesammten niederen Literatur auszubreiten begonnen, und die Legion geistloser Nachahmer schwelgt nun in Nachäffung der Farbengebung, Gestaltenbildung und Darstellungsweise; sie athmet mit Hintansetzung jeder sittlichen Idee nur mehr im greulichen Scandale an sich.

Dieser Zotologie gegenüber erhebt sich selbst das abstracteste Romangeleier oder die Familienblattliteratur zum Range einer unschätzbaren Wohlthat.

Hier ist es vor Allem die Berliner Schule, welche in ihrer „freien Bühne" das Unglaublichste geleistet hat und noch leistet oder doch versucht. Nicht, daß Paris in dieser Richtung nicht auch manches auf dem Kerbholz hätte. Aber wo der Franzose mit angeborenem Chic recht verdächtige und schmutzige Waare mit einer gewissen Grazie zu lackiren versteht, da plumpst der ungalante Norddeutsche mit einer ordinären Zote heraus.

Hier taumeln nur mehr Betrunkene herum, Incesten, Verbrecher aller Art, ohne irgend welchen künstlerischen Zweck oder versöhnende Motive, welche selbst dem Gefallenen noch unser Mitgefühl erhalten und denselben unserem Herzen menschlich naherücken.

Hier wird die Unzucht in allen Formen und bis in die letzten Details hinein ausgesprochener Selbstzweck, wo sie Zola doch nur als Abschreckungsmittel, freilich mit wenig Glück verwendet, und hier hören auch die letzten Spuren von irgend welchem künstlerischen Schaffen auf.

Die Literatur wird eifernder Kampf gegen die letzten spärlichen Reste sanfterer Instincte im Menschen und prophezeit in rauhen Posaunenstößen den Sonnenaufgang einer neuen Zeit, welche ihre schlichten Hütten aus und auf den Trümmern des Palastes der alten Gesellschaftsordnung aufzurichten berufen ist.

Der Naturalismus ist nicht mehr noch weniger als das literarische Manifest der Commune.

Hier wird das Wort zur Parteischrift, es wird zum Pamphlet, in dessen dröhnender Tendenz das Wesen der Kunst ganz verschwindet,

und welches als solches einen reinen, allgemein menschlichen Eindruck nicht mehr hervorzurufen vermag. Uns macht die neue Manier den körperlichen Eindruck, als ob eine Schaar ausgebrochener Tollhäusler die Statue der mediceischen Venus unter wahnsinnigen Sprüngen und brutalem Geschrei in den Koth treten und stampfen wollte.

Hier wird in der That unter dem Aushängeschilde der Wahrheit der wüthende Kampf gegen die Schönheit proclamirt.

Ist diese Betrachtung wahr, so ist dem Naturalismus sein Urtheil gesprochen. Aber bei alledem können wir dieser neuen Kunstrichtung alle und jede Berechtigung nicht absprechen, wenn wir auch von dem Axiome absehen, daß alles Wirkliche seine Berechtigung in sich tragen muß. Bei aller Verworrenheit der Begriffe und Rohheit der Formen in dieser absonderlichen Literatur klingt auch hier als stets wiederkehrender Endreim heraus das Verlangen nach Umkehr auf dem betretenen Wege, nach Rückkehr zu einfachen, natürlichen Verhältnissen, nach einem billigen Ausgleiche im Style des contract social von Rousseau.

Und wenn Angesichts der grauenhaften Auswüchse noch Eines geeignet ist, vor Versinken in gänzliche Hoffnungslosigkeit zu bewahren, so ist es die Betrachtung, wie im wohlthuenden Gegensatze zu dem tollen Treiben vor hundert Jahren der Rationalismus des Herzens und die Herrschaft der nackten Vernunft doch noch nicht proclamirt und noch nicht angetastet wurde, was ungezählten Millionen zum Trost und zur letzten Stütze wird: der Glaube!

* * *

Am weitesten entfernt vom Buhlen um die Gunst der augenblicklichen Zeitströmung bleibt der Norweger und wahre Dichter Ibsen.

In diesem sogenannten Naturalisten erkennen wir den Träger des modernen Idealismus, eines Idealismus ohne Gleichen, der für seine Offenbarungen die Formen des Realismus angenommen hat, und den gedankenlose Nachbeterei wahrscheinlich deshalb einen Naturalisten nennt, weil er im Gegensatze zu den bisherigen Schablonen die rein natürlichen Beziehungen der Menschen zu einander herausgreift und über dieselben, ferne von jedem rhetorischen Schwung und Schwulst im nüchternsten und trockensten Geschäftston Bericht erstattet.

In Ibsen sind alle Bedingungen zu einem echten Dramatiker vorhanden, leider krankt seine Poesie an Kleinstädterei.

In vielen seiner Dichtungen, so zum Beispiel in Rosmersholm, in der Wildente, im Volksfeind u. s. w., sind wahrhaft tragische Conflicte gegeben, denen zu großer, erschütternder Wirkung nur das Eine mangelt, daß sie sich nicht in großen Perspectiven bewegen, sondern in ganz kleinen bürgerlichen, ja selbst persönlichen Gegensätzen, zu deren Schlichtung nur ein Geringes an Vernunft hinreichen würde, oder deren Lösung oder Nichtlösung die Seele des Zuschauers nicht recht in Anspruch zu nehmen vermag.

Im Doctor Stockmann erkennen wir das vollkommene Abbild des Erbförsters von Otto Ludwig, der es sich bei aller Consequenz der Durchführung doch nachsagen lassen muß, wie sein souveränes Beharren auf dem, was er als Recht erkennt, auf gewöhnlich hausbacken bürgerliche Verhältnisse übertragen, niemals den Keim der Tragik in sich trägt, sondern höchstens zu einem Ausgange führen kann, bei welchem Polizei und Gericht, also die nüchterne Prosa, das letzte Wort reden.

Der Begriff von Tragik setzt eine Auflehnung gegen natürliche Gesetze voraus oder gegen große menschliche oder historische Satzungen, auf denen die Gesellschafts- und Staatsordnungen aufgebaut sind.

Im Ankämpfen gegen die überwältigende Mittelmäßigkeit, unter dem Einflusse jener souveränen Verachtung, welche ihre Gesetze aus ihrer eigenen Brust schöpft, geht die starke und große Seele unter. Hierin liegt der tragische Conflict, welcher die Seelen der Zuhörer zugleich erschüttert und erhebt. Brutus, Romeo und Julie, Byron's Manfred, Faust, Karl Moor, Wallenstein, Hero und so viele andere Gestalten der großen Dichter, diese sind es, welche einer tragischen Verschuldung, die himmelweit entfernt ist von bürgerlicher Schuld, unterliegen; wie denn Ausnahmsmenschen im Kampfe gegen die bestehende Ordnung der Dinge nahezu ausnahmslos zugrunde gehen.

Aber Doctor Stockmann, welcher mit der Hartnäckigkeit eines Maulthieres mit dem Kopfe gegen die Wand einer Communalordnung anrennt, welche ihre rechtliche Basis doch nur aus dem Willen der Majorität schöpfen kann, wird wohl unser Bedauern erwecken, jedoch niemals unser tragisches Interesse. Eher das Liebespaar auf Rosmersholm, welches gemeinsam in den Tod geht, obwohl auch hier der Conflict nicht bedeutend genug angelegt ist.

Die meisten Bedingungen zu wahrer Tragik liegen noch im Schicksale des armen Mädchens in der „Wildente", welches Kind sich erschießt, weil es die lieblose und verkommene Seele seines Vaters

gewissermaßen durch einen großen Schmerz aufrütteln und sich selbst zurückgeben will. Dieser erhabene Irrthum erinnert an die arme Charlotte Stieglitz, welche sich bekanntlich den Dolch ins Herz stieß, um durch einen großen Schmerz aus ihrem unbedeutenden Mann einen bedeutenden Dichter zu machen.

Wenn er jedoch in diesem Schauspiele von dem Ideal als der Lebenslüge spricht, so hat er damit wider Willen dem Unverstande eine mörderische Waffe gegeben, mit welcher derselbe nun kreuz und quer auf die edleren Triebe im Menschen herumhaut.

Aber eine gewaltige Summe von Idealismus liegt doch in diesen Gestalten, welche im Kampfe für das, was sie als ihr ideelles Recht erkannt haben, zugrunde gehen. Es sind dies die Doctrinen von Gefühls- und Principmenschen, welche bekanntlich mit dem Realismus, in praxi Opportunität genannt, nichts zu thun haben.

Auch in der „Frau vom Meere“ kann von Realismus keine Rede sein. Hier führt uns der Dichter in ein Seelenleben ein, dessen Merkmale eine Art unbegriffenes Drängen und Jagen nach irgend einem Etwas sind, eine Weltschmerzelei, welche absolut nicht weiß, was sie will und welche bisher als der Höhenpunkt des Idealismus gegolten hat. Hier erfolgt die Lösung des Knotens in feiner Weise dadurch, daß er die Entscheidung über ihr Los in die Hand der Heldin selbst legt. Nur fehlt er darin, daß er sie dieses Grundes bewußt werden läßt und verdirbt mit ein Paar Worten nahezu das ganze meisterhafte Gemälde, welches übrigens nichts ist als ein Stimmungsbild.

Aber aus der meisterhaften Darstellung des Charakters, sowie aus der bis in die letzte Fiber naturwahren Gestalt und Aufdeckung des Seelenzustandes seiner Heldin, also lediglich aus der äußeren Form wurde auch hier der Naturalismus deducirt, um so schneller, als Ibsen jeden rhetorischen Prunk verschmäht und die Leute sozusagen in Schlafrock und Pantoffeln sprechen läßt.

Hierin vermögen wir jedoch keinen Vorzug zu erblicken. Die Kunst soll sich nicht nur allein dem Inhalte, sondern auch der Form nach über den alltäglichen Geschäftsstyl erheben, denn nur dadurch vermag sie die Herzen in jenen Schwung und jene Stimmung zu versetzen, deren Erweckung vom Uranfange her als die schönste Aufgabe der Poesie betrachtet wurde, und wenn es ihm blos um Vermeidung von überflüssigem Pathos zu thun war, so hätte er im Sophokles ein Vorbild ohne Gleichen gefunden.

Aber selbst einem so klaren Geiste wie Ibsen war es beschieden, in seinem Bedürfnisse nach Zugeständnissen auf Abwege zu gerathen. Wir meinen sein Schauspiel „Gespenster". Hier fehlen alle Bedingungen mit richtigem Sinn den eines Dramas überhaupt.

Was man so den tragischen Knoten nennt, so wird derselbe schon einige zwanzig Jahre, bevor der Vorhang in die Höhe geht, geschürzt. Er fällt hier in die crasseste Form des längst verpönten Schicksalsdramas der Alten zurück und übersieht ganz, daß der tragische Conflict vor unseren Augen seinen Ausgang aus der Brust des Helden haben muß, soll das Drama den einfachsten künstlerischen Anforderungen entsprechen, sowie den Anforderungen, nach welchen das Publicum Totaleindruck empfängt.

Die Gesetze des Schauspieles sind nicht willkürlich, sondern in weiser Erkenntniß von den Bedürfnissen in der Seele des Zuschauers organisch-empirisch entstanden.

Ein Held, der ein schuldloses Opfer der Sünden seiner Väter wird, kann umsoweniger die Theilnahme erwecken, wenn sowohl Schuld als Sühne lediglich pathologischer Natur sind, für deren Lösung sich die Wissenschaft und Klinik interessiren mögen, aber nicht das Theaterpublicum. Das Thema von der erblichen Belastung ist nicht neu, ja es war schon im Alten Testamente genügend bekannt, wo es heißt: „Ich will die Sünden der Väter heimsuchen bis ins dritte Glied."

Kein Verständiger ist darüber in Unkenntniß, daß der Atavismus eine Wahrheit ist, und daß sich die Veranlagungen in den Geschlechtern forterben. Diese Erwägung ist ja auch die Mutter des uralten Principes der ebenbürtigen Heirathen und der Reinheit des Stammbaumes; denn mit derselben erkauft sich der Mensch die Wahrscheinlichkeit, daß unter seinen Kindern sich ebensowenig ein Schurke, ein Gauner, ein Bösewicht befinden werde, wie sich ein solcher unter den Vorfahren seiner Frau befunden hat seit undenklichen Zeiten.

Dieser Grundsatz, in den ältesten Zeiten als Axiom erprobt und heute noch geübt, wird im Allgemeinen vom Adel festgehalten, wenn ihm die leitenden Motive selbst auch niemals klar geworden sind.

In diesem Schauspiele „Gespenster" stößt also der Dichter offene Thüren ein und läßt den Zuschauer über seine Schulter auf Bilder blicken, welche um so trostloser und verfehlter sind, je genauer sie dem wirklichen Leben von der Urform abgeklatscht wurden. Je schärfer die Zeichnung, je folgerichtiger die Entwickelung des unaufhaltsam hereinbrechenden Blödsinnes bei Alwing, je wahrer dessen ganze Constitution

gegeben ist, desto größer ist der Irrthum des neuen Propheten, und in demselben Maße als die Anerkennung für den Psychiater wächst, in demselben und noch höherem Grade verliert der Dichter. In dieser naturalistischen Hülle hört auf, was man bisher unter Poesie begriffen.

Hier hat Ibsen in der That einen Sprung mitten in den brutalen Naturalismus hinein versucht und ohne irgend welchen Zweck das Opfer der Aesthetik gebracht. Ja. Ohne Zweck. Denn das crasse Schauspiel rührt Niemanden, es erhebt Niemanden, es überzeugt Niemanden, es stößt nur ab.

Und darum Räuber und Mörder?! Einen solchen Apparat und um Nichts? Gewiß; um Nichts.

Denn mag es vielleicht Einem unter Tausenden angesichts des Schauspieles und unter der Kenntniß seiner Provenienz vor den möglichen Folgen der erblichen Belastung grauen, so läßt die Frage die Uebrigen kalt und wirkt auf sie höchstens wie ein düsterer Popanz. Denn die ungeheure Mehrzahl ist heutzutage hereditär körperlich leidlich gesund und ein Alwing gehört unter die nach Zehntel von Procenten zu berechnenden Ausnahmen.

Wir sagen aber auch, diese Bloßlegung der ererbten Substanz in ihren feinsten Windungen, wie solche Ibsen hier übt, entbehrt selbst des einzigen entschuldigenden Zweckes.

Denn kein Trunkenbold wird einen Tropfen weniger trinken; kein Wüstling wird den quälenden Reiz ein einzigesmal nur darum unterdrücken, um seinem erst zu zeugenden Sohne nicht den Keim körperlichen und geistigen Siechthums zu vererben.

Hier verliert sich der Dichter in zukünftige Vergangenheit, thut der Thatsache Gewalt an zu Gunsten einer offenen Frage und gefällt sich in transcendenter Abstraction.

Hier treibt er gleich Zola Abschreckungstheorie, aber noch aussichtsloser als jener. Denn jene, welchen sie nützen soll, bedürfen ihrer entweder gar nicht, oder sie können keinen Vortheil mehr daraus ziehen. Und für die Verursacher sind seine ergreifendsten Töne eine Stimme in der Wüste. Aber selbst dabei befindet er sich in einem psychologischen Irrthume. Indem er den Lüstling auf die Klinik führt und ins anatomische Cabinet, versucht er mit Verstandesgründen auf die Seele zu wirken und der sonst so feine Kopf übersieht, wie nicht die physische Abschreckung, sondern allein die Aufrichtung von innen heraus der Wirkung Gehalt und Dauer verleiht. Er übersieht, wie die mittelbare Erhebung durch Wort und Beispiel unendlich edler wirkt als das

getreueste anatomische Präparat, und wie die Erregung von Furcht in diesem Falle ein zweifelhaftes Besserungsmittel ist.

Möge Ibsen noch zwanzig ähnliche Dramen schreiben mit derselben Meisterschaft in Zerfaserung aller körperlichen und seelischen Potenzen und in jedem dieser Dramen ein anderes Laster und dessen verderbliche Folgen für die Nachkommen an den Pranger stellen, es wird deshalb nicht um Ein Kind weniger gezeugt und nicht eine einzige Belastung weniger vererbt werden.

In diesem Sinne ist er nicht ein Interpret der allgemein menschlichen Triebfedern und des verborgensten Wesens der Creatur, wie es Goethe im Weltgedichte „Faust" geworden, sondern ein düsterer Eiferer gegen alle menschlichen und ewigen Instincte. Nicht Vermittelung der Erkenntniß seiner selbst durch ein unübertroffenes Spiegelbild, wie es Goethe dem Menschen giebt, sondern der Kampf gegen den uralten unlösbaren Conflict im Doppelwesen, dies ist der Schluß und Zweck seines geistigen Ringens. Ohne diesen Grundgedanken würden seine Dichtungen zum Range geistreicher, aber frivoler Experimente herabsinken. Dann aber gilt für ihn vor Allem das Wort: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt."

Denn nicht den Weltenlauf umzugestalten, kann Aufgabe der Poesie sein, dazu ist sie ohnmächtig; sondern dem Menschen seine wahre Gestalt zu zeigen, ihn zum Nachdenken über sich und zum Innehalten anzuregen, soweit es menschlich denkbar ist. Was darüber hinausgeht, ist ein Kampf gegen Windmühlen.

So sehen wir, daß Ibsen im Streite um eine sittliche Idee in seinem Schauspiele „Gespenster" trotz dessen naturalistischer Hülle einen Kern birgt, welcher in der Forderung nach Bekämpfung der rücksichtslosen natürlichen Triebe alle Bedingungen des Supranaturalismus und somit des potenzirten Idealismus in sich trägt.

Wohin sind wir gerathen? Sind unsere Deductionen richtig oder sind es Trugschlüsse? Haben wir im norwegischen Dichter einen Geist zu erkennen, „der das Gute will und das Böse schafft", gleich dem Franzosen Zola? Haben wir in ihm einen begeisterten Seher, der die verborgensten Schäden der Gesellschaft bloßlegt, dessen Doctrinen aber in so dunkle Worte gekleidet sind, daß sie mißverstanden werden?

Sei es das eine oder das andere, er spricht in Räthseln zu seiner Zeit, wo zu ihrer Zeit die großen Dichter in allgemein menschlichen, verständlichen und versöhnenden Worten verkündet haben, wie es Bestimmung der Creatur sei, zu streben; ihr Los, zu fehlen und

ihre Pflicht, zu sühnen; und wenn wir in Ibsen trotz seiner kalten, reiz- und phantasielosen Farbengebung immerhin den bedeutendsten Dichterphilosophen der Gegenwart achten, so können wir auch in ihm nicht den Johannes erkennen, auf welchen der Erlöser in der Poesie erst folgen wird.

* *
*

Sehen wir im Franzosen Zola einen Culturbiographen, dessen juvenalische Sittenbilder dem kommenden, ohne Zweifel sanfteren Jahrhundert eine Gänsehaut um die andere über den Leib jagen werden, hören wir aus den düsteren Gesängen des nordischen Jeremias nur die Klage heraus über den unabwendbaren Fluch der ererbten Sünde und des überkommenen Geschickes, so tritt uns im bedeutendsten Dichter der slavischen Race, in Tolstoi, dem auchsogenannten Naturalisten, ein begeisterter Prophet entgegen, der eine ganz neue, sittliche Weltordnung aufrichten will auf Grundlage des abstractesten Idealismus, der Abtödtung aller natürlichen Triebe im Menschen.

Wir wiederholen, daß es uns ferne liegt, eine Geschichte der zeitgenössischen Literatur zu schreiben, und so müssen wir es uns versagen, auf die Besprechung der Werke des Dichters einzugehen. Wir wollen uns nur mit seinem letzten befassen, welches in Europa Epoche gemacht hat und den Kern und Schlußgedanken des Dichters mit lapidaren Lettern an der Stirne oder vielmehr als Nachwort auf dem Rücken trägt. Wir meinen die Kreuzersonate.

War das ein frenetischer Jubel im Lager der Naturalisten von Fach und Beruf, als diese neueste Offenbarung des berühmten Dichters erschien! War dieses Nachspüren und Aufjagen und Zutodehetzen der Seele, diese grausame Vivisection des Herzens, doch ein erlauchtes Vorbild und ein stachelnder Anreiz, es dem großen Kenner von Herz und Nieren gleich zu thun!

Hier war er, der schmerzlich erwartete Held und Heiland. Wer vermöchte es gleich ihm, der Seele in ihren geheimsten Windungen nachzuspüren; wer vermöchte mit einer solchen Naturtreue das Gemüthsleben wiederzugeben als er, und dabei mit einer gewissen Decenz, wie sie dem Pariser Juvenal und mit einem gewissen Schwunge, wie er dem großen Waräger nicht zu Gebote steht!

Mit einer solchen Naturtreue. Das ist die Hauptsache. Decenz und Schwung sind entbehrliche Nebendinge und gedeihen nicht mehr auf dem jüngsten Parnaß. Auf diesem wachsen nur mehr die groben

und greifbaren Aeußerlichkeiten. Daß jede Natur auch einen geistigen Gehalt besitzt, aus welchem erst sich die innere und poetisch verwerthbare Wahrheit der Erscheinungsform herausbilden läßt, braucht die jüngste Dichtkunst natürlich nicht zu wissen.

Ihr ist äußere Naturtreue Alpha und Omega, und daran ist wahrhaftig nicht gespart. Also zur Kreuzersonate.

Wenn wir den Zustand dieses Posdnyscheff mit Verständniß verfolgen, so können wir uns nur vor einer Seelenmalerei beugen, welche für den vorliegenden Fall mit mathenatischer Folgerichtigkeit durchgeführt ist. Und wenn wir die peinlichen Schwingungen auch nicht mitzufühlen vermögen, so wissen wir sie wenigstens vollkommen zu verstehen. Wir wollen an der in ihrer Art vollendeten Composition nicht mäkeln; wir wollen nicht darüber sprechen, wie das Eifersuchtsmotiv ein schwächliches und ganz überflüssiges ist. Wir wollen nicht den Beweis zu führen suchen, wie nach dem Entwickelungsgange, welchen das eheliche Verhältniß genommen, jener allein schon mehr als genügende Ursache zur Vernichtung eines der beiden Theile gewesen wäre, denn sie befanden sich in ihrem Verhältnisse an sich schon einem unerträglichen Zwange gegenüber, über welchen nur das Bewußtsein der Pflicht ihren Kindern gegenüber hätte hinweghelfen können.

Wir wollen nur bezeugen, wie hier die Seele in ihre feinsten Schnitte zerlegt und der Nexus zwischen Veranlassung und Wirkung in der überzeugendsten Weise hergestellt ist.

Aber ist das allein an sich schon genügend, um das Kriterium eines Kunstwerkes zu verleihen?

Die sexuellen Beziehungen der Geschlechter zu einander, jeden sittlichen, ästhetischen, ja idealen Werthes entkleidet, sogar jedes animalischen Propagationsmotives entbehrend, werden in der Kreuzersonate allerdings zu dem, als was sie Tolstoi angesehen haben will; zu gegenseitiger Prostitution.

Abermals ist es hier die meisterhafte und bestechende Form, welche bezwingt, aber sie deckt, trotz aller Fülle der Gedanken, keinen poetischen Inhalt.

Wir haben in diesen Zeilen oft genug betont, welches die Aufgaben der Dichtkunst sind, und für ein Dichtwerk soll wohl die Kreuzersonate gelten, und ist es auch den Ansprüchen nach.

Aber werden hier allgemein menschliche und natürliche Beziehungen vorgeführt, Beziehungen, deren künstlerische Darstellung die verwandten Saiten im Herzen des Lesers in mächtigen Schwingungen

sympathisirend mitklingen läßt? Sollen, können, dürfen wir annehmen, daß wir es hier mit dem Typus der Ehe zu thun haben? Oder haben wir es unter diesem Posdnyscheff nicht blos mit einer jener Ausnahmen zu thun, deren Seelenzustand durch das Gift der Unthätigkeit und Blasirtheit angekränkelt, deren Körper durch einen gewissen Grad von Alkoholismus geschwächt und zerrüttet ist? Oder ist jene Ehe wirklich das richtige Urbild der Vereinigung zwischen Mann und Weib und taumeln die zahllosen anderen Paare, welche erträglich mitsammen leben, im Zustande ihrer thierischen Erniedrigung dahin nur in Folge eines unerklärlichen Stumpfsinnes.

Wo ähnliche Bedingungen gegeben sind, wie in jener Ehe, da kann freilich weder natürlicher noch künstlerischer Abschluß ein anderer sein.

Sollen wir aber an die Type glauben können, wo doch der gewaltsame Abschluß des Dramas wie im vorliegenden Falle zu den Seltenheiten gehört?! Sollen wir an die allgemeine Ursache glauben, wo es an der allgemeinen Wirkung gebricht? Wir zweifeln nicht, daß Tolstoi in seinem Posdnyscheff ein Urbild gegeben hat, wie es sich in den gebildeten Schichten des russischen Volkes, soweit es die Grundsätze des Nihilismus eingesogen hat, in seiner Veranlagung häufig genug finden mag, ohne jedoch gleich jenem die letzten Consequenzen aus der Verworrenheit seines Wesens zu ziehen. Er hat in diesem Posdnyscheff eine Figur geschaffen, auf welcher die ganze Weiche und zugleich Wildheit, die ganze Entschlußlosigkeit und wieder grausame Energie des russischen Wesens mit unerreichter Meisterschaft abgeklatscht sind; eine Figur, in welcher die problematische Natur der Gesellschaft im modernen Rußland dichterisch verkörpert sein mag.

Aber nur diese allein. Damit würde die Kreuzersonate zu einer Parteischrift herabsinken und Tolstoi würde sich nicht zu Puschkin, noch Gogol, kaum zu Turgenjew erheben, wenn er nicht mit dem Grundgedanken eine große, allgemein menschliche Frage aufwerfen und ihre Lösung versuchen würde. Hier geht Tolstoi unendlich weiter als Zola und Ibsen. Nicht zufrieden damit, die schweren moralischen Gebrechen der Zeit in einem Bilde vorzuführen, auf welchem Mann und Weib in Folge ihres geschlechtlichen Zwanges und der daraus nothwendig folgenden Beziehungen einander mit Recht als Todfeinde gegenübergestellt werden, giebt er zugleich die leitenden Grundsätze an, nach denen eine Heilung noch möglich ist.

Aber diese Grundlagen sind auf falschen Voraussetzungen aufgebaut. Nicht der Kampf gegen die schädlichen natürlichen Instincte,

deren Besiegung gleichbedeutend ist mit dem Begriffe von höchster menschlicher Tugend, nicht dieser ist es, der hier geführt wird, sondern der Kampf gegen die ewigen Gesetze der Natur selbst, deren Vollziehung die ganze organische Schöpfung und er selbst ihr Dasein verdanken, und denen nach dem Ausspruche des Euripides die Götter und Menschen unterthan sind.

Mit demselben Fuge, mit welchem er sein crasses Urtheil über die innigen Beziehungen der Menschen spricht, mit demselben Rechte könnte er es über die Beziehungen sämmtlicher organischer Wesen zu einander sprechen; mit derselben Schärfe, mit welcher er das Werben und Suchen bei den Herren der Schöpfung verdammt, mit gleichem Groll müßte er seine vernichtende Kritik auf das so entzückende und reizende Liebesleben in Thier- und Pflanzenwelt ausdehnen und in seiner Schlußfolgerung dahin gelangen, wo er in der That unbewußt hingelangt; zur vollständigen Abnegation und Vernichtung, als des Nihilismus letztem Schlusse.

Und mit derselben Sicherheit, mit welcher er den natürlichen Beziehungen ihre ewigen holden Rechte abspricht, Beziehungen, welche wenigstens als seltene Glücksstrahlen in das einförmige Düster des Daseins hineinzittern, mit derselben Zuverlässigkeit würde er vernichten, was vom Beginne an ihre schönste und in unaufhörlichen Wendungen immer wiederkehrende Anregung aus diesem Werben und Lieben schöpft; alle Kunst und Dichtung.

Die Frage, welche der Poesie gestellt ist, wozu sind wir da? ist nur allein an der Hand dieser Beziehungen wohl nicht zu lösen, aber doch einer versöhnenden Erklärung zuzuführen. Mit ihrem Wegfalle als dem Ausgangspunkte seines Daseins überhaupt, begiebt sich der Mensch selbst des Rechtes auf poetische Darlegung, und seine Gedanken schrumpfen ein in Betrachtung des täglichen praktischen Bedürfnisses, so lange nach Tolstoi's Theorie noch überhaupt Wesen existent sein dürften, welche davon Gebrauch machen könnten.

In der Kreuzersonate wird nicht mehr die Frage nach allgemein menschlichen Beziehungen auf Grundlage der ewigen Gesetze gestellt, sondern es wird der Kampf gepredigt gegen die unabänderlichen Forderungen des Doppelwesens, welches die Creatur nun einmal ist, und in letzter Folge gegen den ästhetischen Ausdruck der natürlichen Beziehungen, gegen die Kunst selbst.

Hier ist es nicht mehr Verleugnung der Natur, welche gefordert wird nach dem Tugendbeispiele eines heiligen Benedict, nein; es ist der

dickste Mysticismus einer Juliane v. Krüdener, welchem Alexander I. in seinen alten Tagen rettungslos verfiel. Unnatur, gepredigt vom Naturalisten.

Aber trotz alledem giebt eine Erscheinung wie die Kreuzersonate und ein Erfolg, wie er sich in der ungeheuren Verbreitung ausspricht, umsomehr zu denken, als von allen Literaturwerken der letzten Decennien sie es ist, welche über die Aufgaben der Dichtung hinausgeht und einen Einfluß auf die Gemüther gewonnen hat. Was vergangene Zeiten wahrscheinlich als Schrulle verlacht hätten, das vermag heute die Geister ernsthaft zu beschäftigen, und welche auch die Irrthümer des Werkes sein mögen, die ungeheure Masse der Leser erkennt den Grundgedanken und fühlt ihn mit, weil ihr entgeht, daß der neue Prophet unendlich weit über jedes Ziel hinausschießt.

Tolstoi hat mit der Kreuzersonate, ähnlich wie Zola, ausgesprochen, daß Vieles faul ist in der Zeit, Vieles, und reif zum Untergange; und wenn er auch in der Krankheitsursache irrt, so finden die Menschen in seiner Darlegung, in welcher er mehr zum Herzen spricht als der Franzose, ihre eigene, latente Empfindung mit klaren Worten ausgedrückt. Auch hier liegt die Bedeutung des Werkes darin, daß es gleich den anderen als Symptom wirkt.

* *
*

Wirkt Tolstoi mit dem düsteren Mysticismus seines letzten Werkes auf die Gemüther wie die Last eines dumpfen Gefühles, so greift sich der Realismus des Wieners Anzengruber scharf an und klirrend wie zersplittertes Glas. Der Enderfolg ist bei aller Vorzüglichkeit der Mache auch hier ein ätzender, kritischer, zersetzender im höchsten Grade.

Wir stehen nicht an, dem Wiener Volksdichter beinahe den weitesten Horizont unter den Modernen zuzuerkennen, wenngleich ihn Ibsen darin scheinbar übertrifft. Verliert sich der Norweger noch so sehr in transcendente Tifteleien, so ist seine Vertiefung mehr eine betrachtend speculative und die That schwimmt an der Oberfläche, während Anzengruber bewußt hineingreift und an den Kern der Dinge rüttelt.

Geht Ibsen jedem Schlagworte und jeder Mache scheu und vornehm aus dem Wege, so trägt Anzengruber die dicksten Farben auf, um die Gemüther so recht kräftig durcheinander zu schütteln.

Anzengruber verläßt nie die natürliche Grundlage, von welcher aus allein ein Kunstwerk den Menschen ganz für sich zu gewinnen vermag, ja die realen natürlichen Beziehungen vor allem sind es, für

welche er sich zum Wortführer aufgeworfen hat. Sein erstes und sein letztes Werk sind diejenigen, womit er dem Zuhörer gewissermaßen die Seele aus dem Leibe reißt und dieselbe zu seinem Eigenthume macht, mehr als es ein anderer moderner Dichter verstanden. Wir meinen den „Pfarrer von Kirchfeld" und „Das vierte Gebot".

Richten Zola, Ibsen, Tolstoi ihre Angriffe gegen die socialen „Ungerechtigkeiten", gegen die Verderbniß von Familien durch die Laster der Vorfahren, gegen das Zugrundegehen des Individuums in eigener moralischer und physischer Verkommenheit, also gegen immerhin wechselnde Begriffe oder besondere Verhältnisse, so schleudert Anzengruber im ersten Stücke seine Philippiken gegen die Grundlage der katholisch-hierarchischen Ordnung und erweitert seine Perspective unendlich im „vierten Gebot", allwo er als Anwalt auftritt für Beziehungen, welche, so weit es menschliche Wesen giebt, überall die gleichen sind; für die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder und für die Rechte der letzteren gegenüber ihren Urhebern.

Es ist der Kampf gegen uralte und bei allen Mängeln erprobte Principien. Hier richtet er seinen Angriff gegen die Grundlage der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, gegen das Familienleben, welches ohne der elterlichen Autorität hinfällig wird, und er führt ihn in einer Weise, welche der Aufforderung gleichkommt, diesen Irrthum abzuthun, den man übereingekommen war, seit Beginn der Dinge als eisernen Grundsatz zu verehren. Möglich, daß dies außer seiner Absicht lag; aber wir können auch hier wie bei Ibsen sagen, mit je größerer Ueberzeugungskraft seine Deductionen ausgestattet, je blendender die formellen Vorzüge sind, desto größer der Irrthum, desto schwerer die ethische Verschuldung und desto geringer der Werth des Dramas als Kunstwerk, dessen Aufgabe die Erhebung sein soll und die Versöhnung mit den Leiden des Daseins und nicht ein schriller Aufruf zu unsittlichem Kampfe.

Denn dies und nichts anderes ist es. Mögen Hunderte von Eltern in stierer Gedankenlosigkeit das Schauspiel aufsuchen und sich Angesichts ihrer Kinder ihre vergangenen oder erst zu erhoffenden Sünden vom Dichter ins Angesicht schleudern lassen, mögen Hunderte von ernsthaften Leuten sich durch die außerordentlich effectvolle Mache in eine Rührung hineintreiben lassen, der im Grunde jede Nachhaltigkeit fehlt, und deren praktische Folgerungen doch nie gezogen werden; so trägt das Schauspiel doch nur den Charakter einer Streitschrift an sich, deren Fanfaren in zahllosen Seelen heute ebenso wiederklingen,

wie sie in sittlich besseren Zeiten so unverstanden bleiben werden, wie sie es vor dreizehn Jahren noch geblieben sind.

Daß aber das Volk in einer so kurzen Zeitspanne eine solche Wandlung durchmachen konnte, daß es sich heute für destructive Doctrinen erwärmen kann, welche vordem außer dem Bereiche seiner Fassungskraft lagen, daß der Gedanke an Auflehnung gegen die älteste und heiligste Autorität von Unzähligen wie eine frohe Botschaft begrüßt wird; die Folgerungen daraus zu ziehen, müssen wir dem verständigen Leser überlassen. Denn dies und nichts anderes ist der Grundgedanke des Stückes.

Ja, es ist wahr, was Anzengruber sagt; es giebt pflichtvergessene oder doch unverständige Eltern genug, welche in dem Kinde nicht das Geschöpf der Zukunft sehen und achten, sondern dasselbe nur als Object für ihre verschrobenen Erziehungsgrundsätze, sogar ihrer Launen, also gewissermaßen als Versuchsobject betrachten.

Aber wenn es auch zehnmal wahr ist, so ist es doch nicht gestattet, noch gut, Alles zu sagen, weil es eben wahr ist, und es wird heilige Pflicht des reifen und denkenden Menschen, nur so viel zu geben und nicht mehr, als die urtheilslose Menge ohne schweren Schaden vertragen, und nur solche Kost, welche sie verdauen kann.

Und noch geben die Fehler der Eltern dem Dichter nicht das Recht, die Nichtswürdigkeit derselben als Axiom zu proclamiren, denn das geringe Gute, welches da geschaffen werden könnte, wird weit überwuchert von dem Gifte, welches der Autor mit jenen ausgesprochenen Folgerungen in die Seelen der Nachkommen träufelt.

Wenn etwas auf Erden noch gut ist und groß, so ist es die Elternliebe.

Dieser edelste natürliche Trieb im Menschen regt zu Tugenden an, für welche allen anderen Empfindungen die Triebfedern mangeln.

Was da auch von Seite der Eltern gefehlt werden mag, geschieht nur aus Irrthum, nie aus Bosheit, und jenen in so rücksichtsloser Weise zu brandmarken, geht über das Maß jeder menschlichen und dichterischen Licenz.

Wenn etwas auf Erden noch wohlthätig ist und vor gänzlichem Versinken in Auflösung bewahrt, so ist es die Unterordnung unter natürliche oder berufene Autoritäten. Die Unentbehrlichkeit dieses Grundgesetzes überhaupt kann sich der Dichter unmöglich verhehlt haben.

Niemand wird den Beweis führen können, daß die Mehrzahl der Kinder besser sei als ihre Eltern. Ja, die allgemeine Klage über die

sittlichen Schäden der Zeit, welche sich hauptsächlich in der reiferen Jugend verkörpern, bezeugt bis zur Gewißheit, daß die jüngere Generation ihren Vorfahren in moralischer Beziehung mindestens nicht gleichwerthig ist, und die Erfahrung bestätigt es. Nicht in dem verderblichen Einflusse der Eltern ist die Erklärung hiefür zu suchen; in ganz anderen und von uns benannten Factoren hätte sie der Dichter gefunden, wenn er hier mehr in die Tiefe getaucht wäre.

Aber im Familienverbande muß es logisch, juridisch und moralgemäß Abstufungen in den Rechten geben, mit einem Worte, eine Hierarchie. Wer soll das Haupt sein? Der Vater und dann die Mutter?

Die sind ja unfähig dazu und unwürdig!

Folglich eines der Kinder, natürlich nach Majoritätswahl.

Man wird uns entgegnen, daß der Dichter diese Meinung nicht in sein Drama hineingelegt habe. Sein Zweck war Abschreckung und damit Besserung, sagen seine Panegyriker. Mag sein. Wir aber antworten darauf mit den Worten, welche wir schon über Ibsen's Abschreckungstheorie gesprochen haben. Und was die Form betrifft, so sagen wir, nicht wie etwas gemeint ist, sondern wie es begriffen wird, das verleiht der Auslassung ihren Werth.

Nun und da müssen wir dieses Schauspiel bei allem sittlichen Kerne als ein zersetzendes und zerstörendes bezeichnen und können dem Dichter den Tadel nicht ersparen, daß er sich über die Tragweite seiner That nicht befragt hat.

Denn so wenig die Abschreckungstheorien eines Zola und Ibsen ihre Wirkung thun werden, so wenig werden die Eltern durch das „vierte Gebot" gebessert, dafür aber die Kinder um den letzten Rest von Achtung bestohlen werden, den ihnen die Theorie der modernen Lebensanschauung noch gelassen.

Hat sich denn Anzengruber, sowie die anderen Vertreter der modernen Schule keine Rechenschaft darüber abgelegt, wie das Wort wohl den schlummernden Trieb der Zerstörung erwecken kann, jedoch selten aufzubauen vermag; wie es denn auf hundert Bücher, welche zersetzend wirken, kaum eines giebt, welches wirklich erhebt und adelt, und welche heilige Pflicht und wohl zu erwägende Aufgabe der bedeutende Dichter, wofür wir ihn erkennen, übernimmt, der sich gedrungen fühlt, zur Menge zu sprechen?!

Aber sollen nun auch wir die Folgerungen ziehen, welche uns bei Betrachtung des Schauspieles geworden? Sollen wir den Realismus,

gleichbedeutend mit Schonungslosigkeit gegen sogenannte verjährte Irrthümer, mit welchem der Autor so rücksichtslos hantirt, nun auch bei der Untersuchung seiner Leitmotive anwenden? Sollen wir sagen, das Stück sei geschrieben worden, lediglich als crasses Effectstück, um einen möglichst ausgiebigen Autorenerfolg zu erzielen, ohne jede Rücksicht auf unentäußerliche und geheiligte Begriffe und ohne jede Erwägung der sittlichen Zweckmäßigkeit?!

Verwirkt der Dichter seinem Werke, trotz der vollendeten dramatischen Technik, über welche er verfügt, nicht den Namen eines Kunstwerkes, dessen vornehmste Merkmale innere Harmonie sind und objective Würde, wenn er mit demselben der ältesten, natürlichen und sittlichen Ordnung der Dinge ein entwürdigendes Pamphlet ins Angesicht schleudert?!

Verwirkt er nicht den Anspruch darauf durch die Art, wie er seinem Helden einen Zettel in den Mund steckt, worauf das ganze Programm des Stückes mit großen rothen Lettern zu lesen ist, verständlich für Jedermann, und welche Weise die künstlerische Wirkung vernichtet, wenn sie auch die Schnupftücher in Bewegung versetzt.

Denn bei einem Kunstwerke, was auch ein Volksschauspiel sein soll, muß die Moral des Stückes durch die Handlung in vermittelter Weise auf die Gemüther der Zuschauer wirken. Dann ist der Effect ein reiner und veredelnder, wie ihn der Dichter nie erzielt, wenn er seine vielbeklatschten Schlagworte nach Art eines Volksredners in die leichtbewegliche Menge schleudert.

Gewiß. Das „vierte Gebot" erringt trotz des genialen Funkens, der in ihm irrlichtert, ebensowenig eine lautere und menschlich-versöhnende Wirkung, wie es den Dramen Ibsen's trotz ihrer Vorzüge beschieden ist, und wie dieselbe unsere großen Dichter in so herrlicher Weise erreicht haben. Es erschüttert wohl, jedoch ohne zu erheben, und es vermag im Herzen niemals das Hochgefühl sanfter und edler Trauer zu erwecken, noch das erhabene Bewußtsein, einem Geschlechte anzugehören, dessen Vertreter soeben vor unseren Augen den großen Irrthum groß und glorreich gesühnt hat!

Daß aber diese Darstellungsweise Anzengruber's, bei welcher der starke ideale Funke unter der kalten Asche eines erbarmungslosen Realismus der Mache nahezu erdrückt wird, von der Gegenwart mit solchem Beifalle aufgenommen wurde, ist auch ein Zeichen der Zeit, und zwar ein bedenkliches.

Die Menge begleitet mit ihrer schrankenlosen Zustimmung die Dichter nur als Dolmetscher ihrer Ueberzeugung, wie die sittliche Weltordnung in allen Fugen kracht, wie die Bahnen, auf welchen wir uns bewegen, nicht die richtigen sind, und ihren Beifall betrachten wir als Zoll des Dankes an den Autor, daß er dem poetische Gestalt gegeben, was sie in ihrem Herzen bisher dunkel geahnt hat, ohne dieser Erkenntniß durch das Wort gedrungenen und klaren Ausdruck geben zu können.

* *
*

Den Fußstapfen des Wiener Dichters nachtretend oder parallel mit demselben schreitend, Gewisses wissen wir nicht, folgt der Berliner Sudermann mit seinem Schauspiel „Ehre".

Geht es nicht gut an, diesen Dichter, welcher in der jüngsten Zeit, was den Erfolg betrifft, den genannten Autoren vollkommen an die Seite getreten ist, mit Stillschweigen zu übergehen, so wollen wir es uns füglich ersparen, über die Figur des Grafen im Schauspiele und über dessen sonderbarem Begriffe von Ehre viel Worte zu verlieren. Derlei Anschauungen widerlegt man nicht, sie werden durch die lebendige Thatsache widerlegt. Die Frage, wie sie gestellt ist, kann für uns in der vorliegenden Anregung weder existent noch discutirbar sein, wenngleich wir es noch so vielen problematischen Charakteren gerne vergönnen, daß sie sich dabei an der Rehabilitirung in ihren eigenen Augen erfreuen, wozu ihnen die krausen Deductionen des Dramatikers willkommenen Anlaß bieten.

Hier, sowie im ganzen Stücke überhaupt entfernt sich der Autor gänzlich vom Boden des Realismus und treibt entweder die Politik des ausgesprochensten Subjectivismus, der der Welt etwas als Thatsache aufzureden versucht, was nur in seinen eigenen Wünschen und sonst nirgends besteht, oder er treibt socialen Idealismus.

Unsere Aufgabe ist es, den eigentlichen Kern des Schauspieles herauszuschälen und über das Leitmotiv zu sprechen, welches übrigens ziemlich offen zu Tage liegt.

Sudermann rollt hier eine Frage auf, welche vom Uranfange der Dinge her stets in den Gemüthern geschlummert hat, deren endgiltige Austragung oft genug durch Wort, durch Schrift, endlich durch Gewalt begehrt wurde, und welche auch heute noch eine offene ist. Es ist dies die Frage der moralischen Unterordnung großer Gesellschaftsschichten unter die Botmäßigkeit der bevorrechteten Classen, gemeiniglich

die sociale Frage genannt. Sudermann hat in seinem Stücke „Ehre" mit richtigem Takte den Finger auf die offene Wunde gelegt. Nicht um Lohn- oder Erwerbsausgleichung handelt es sich hier in letzter Linie, sondern um Anerkennung der sittlichen Gleichberechtigung.

Der vierte Stand begehrt, daß sein Bedürfniß nach einer Ehre von derselben Beschaffenheit wie die der drei oberen Stände, daß sein Recht auf dieselben sittlichen Motive und auf dieselbe Feinheit der Empfindungen anerkannt werde, wie es die oberen Classen bisher für sich als ausschließliches Eigenthum in Anspruch genommen haben.

Er begehrt, daß man seine Frauen und Töchter, trotzdem sie mit des Lebens Noth und mit der Entbehrung so vieler Genüsse zu kämpfen haben, aufhöre für käuflich zu halten, wie es der wohlhabende Bürger und der Edelmann für seine Frauen begehrt.

Er verlangt, daß man aufhöre, aus ihrer Armuth ihre Geneigtheit zu Verworfenheit als grundsätzlich und selbstverständlich zu folgern und ihnen als Wohlthat und Bevorzugung darzustellen, was die oberen Classen als tödtliche Beleidigung empfinden und rächen würden.

Er fordert, daß der vierte Stand, welcher in seinen Beziehungen zu den oberen Classen, besonders zum Bürgerthume, in der That auf dem Standpunkte des gleichberechtigten Vertragschließenden steht, der für seine Leistung kein Geschenk erhält, sondern nur eine contractlich bedungene Gegenleistung, auch als solcher anerkannt und nicht als Untergebener behandelt werde.

Man möge über den leitenden Gedanken welche Ansicht immer haben, wie auch wir uns jeden Commentars enthalten; leugnen läßt sich nicht, daß die dramatische Durchführung mehr den wahren künstlerischen Anforderungen entspricht, als Anzengruber's Schauspiele, wenn diese auch tiefer gedacht und angelegt sind.

Sudermann verschmäht es, seine Folgerungen in groben Effecten und billigen Schlagworten, wozu hier noch mehr Anlaß gegeben wäre, hinaus zu schleudern und zieht vor, durch den Gehalt der Handlung selbst, sowie durch die Knüpfung und Lösung der Fäden auf den Zuschauer zu wirken.

Andererseits trägt jedoch das Schauspiel, mehr noch als des Wiener Poeten Werke, den Charakter einer brennenden Streitschrift an sich und erinnert in seiner ganzen Gedankenführung an „Figaro" von Beaumarchais. Und so wenig wie dieser, wird sich auch die „Ehre" einen Platz in der Literatur erobern und wird in dem Momente in Vergessenheit versinken, wo ihr Zweck erfüllt ist.

* *
*

Wenn der Zweck erfüllt ist! Gewiß, wir betrachten die „Ehre", allwo der latenten Empfindung des vierten Standes technischer Ausdruck gegeben wird, und deren Offenbarungen Tausende mit seliger Befriedigung als das Echo ihrer eigensten Wünsche wiedererkennen, ebenso wie den ganzen Realismus der genannten modernen Dichter, ebenso wie den ganzen Naturalismus, der sich eine Aesthetik des Häßlichen und Gemeinen schafft, als Symptome eines lauernden Sturmes und Dranges in den Gemüthern, denen die heutige physische und sittliche Ordnung der Dinge nicht mehr genügt, und denen es ohne positive Ziele nur nach Aenderung der alten Zustände verlangt aus den alten, erprobten Grundfesten heraus. Es ist eine Strömung, ähnlich jener, welche vor 100 Jahren die alte morsche europäische Staatenordnung über den Haufen warf, und welche ihre Spitze nun gegen die Gesellschaftsordnung richtet.

Wir hören aus der modernen Dichtung, der die gesammte alte Welt mit freudigem Erstaunen lauscht, welche sie mit zustimmendem Entzücken begleitet, das leise Anschwingen der Sturmglocken heraus, welches eine neue Ordnung der Dinge ankündigt. Mag es noch Jahre, mag es Jahrzehnte dauern, denn im Leben der Völker zählen Jahre wie Tage; aber kommen wird sie. Europa ist jetzt schon übervölkert.

Aber welches auch die Vorzüge der neuen Dichtung sein mögen, und welches auch ihre Berechtigung selbst als Diagnose sei, als Kunst im Hochsinne des Wortes vermögen wir sie nicht zu erkennen.

Die Romantik, das junge Deutschland und die spätere ganz programmlose zünftige Schablonendichterei und -Schriftstellerei haben mit lediglich subjectivem Behagen in ganz willkürlicher Weise aus dem Grunde der menschlichen Seele die Ingredienzien hervorgeholt und dieselben ohne irgend welche Folgerichtigkeit verarbeitet, wie sie es zu dem schlaffen Rührbrei ihrer Stubenpoesie gerade gebrauchen konnten.

Sie haben die Unnatur zum Axiom proclamirt und künstliche Menschen in der Retorte der Formel gargekocht.

Diese Schablonenpoesie hat ohne Ausnahme an der Biederkeit eine dichterische Gerechtigkeit geübt, wie solche das wirkliche Leben nie übt. Dadurch hat sie freilich das Gefühl des Dutzendlesers für ein Paar Stunden befriedigt, aber auf Kosten der Wahrheit, welche sie ganz nach Belieben fälscht.

Dieser steht dann der Mensch verblüfft und fassungslos gegenüber, da im Leben doch alles sich so ganz anders gestaltet, wie Dichtung und Roman ihn glauben machen wollten, daß es wirklich

sei, und eine solche Art der künstlerischen Darlegung konnte dem Bedürfnisse nicht mehr genügen.

Der unausbleibliche Protest gegen eine derlei stylvolle Verlogenheit tritt uns nun in den „Bassermann'schen Gestalten" der modernen Dichtung, des Realismus entgegen, welcher bei allem idealen Kerne, den er in sich trägt, sich rauh anfaßt und borstig wie ein Igel.

Er tritt uns entgegen im Naturalismus, welcher als häßliches Geschwür am Körper des Realismus die vollständige Verneinung aller besseren Instincte im Menschen verkündet, und in dessen schmutziger Pfütze selbst der schwache Sonnenstrahl fehlt, welcher die trostlosen Bilder des bereits zünftigen Realismus manchmal wenigstens mit versöhnendem Lichtblitze zitternd streift und dieselben in sanfteren Farben aufleuchten läßt.

Bleibt die veraltete Poetik weit hinter der Wahrheit zurück oder fälscht sie dieselbe in unklarer und impotenter Gefühlsduselei, so greift die moderne Dichtung weit darüber hinaus ohne jede ethische Abstufung und fälscht sie ebenfalls.

Von einem Extrem zum andern, in völliger Blindheit gegen die echte künstlerische Wahrheit, welche immer auch Schönheit, und gegen den Mittelweg, welcher auch hier der goldene ist.

Zeigt uns der Realismus schonungslos die Verirrung der Creatur, wirkt er als Diagnostiker und Therapeut, so versucht der Naturalismus in die trostlose Nacht der absoluten hoffnungslosen Gemeinheit zu schleudern.

Doch vergebens. Denn, sind die Menschen auch nicht solche Papierpuppen ohne unmittelbare Empfindungen, wie sie Romantik und spätere Dichtung aufzeigt, sind sie auch nicht so sehr willenlose Werkzeuge ihrer geerbten Veranlagungen oder ihrer verderblichen Instincte, wie es der Realismus behauptet, so sind sie doch am allerwenigsten derlei abgrundtiefe, jeder besseren Regung unzugängliche Scheusäler ohne irgend welche edlere Potenzen, wie es der Naturalismus glauben machen will.

Hier wird weder unverständige, doch gutgemeinte Täuschung betrieben, noch Abschreckungs-, noch Besserungsversuche, sondern es wird ein Bild der Creatur gegeben, welches aus der Gosse aufgelesen ist, von abschreckender Häßlichkeit, ohne jeden anderen Zweck als den zur Befriedigung der eigenen schmutzigen Phantasie, oft nur zur Entlastung des aufdringlichen literarischen Bedürfnisses unter Vernichtung der letzten schwachen Spuren von Schönheit und ohne der einzigen

Entschuldigung, welche noch zugestanden werden könnte, ohne dem ernsten Sterben wenigstens nach Erforschung der Wahrheit.

Ja! Ohne Wahrheit; denn was auch Romantik und Stubenliteratur, sowie Naturalismus sagen, und wie sie auch schreien mögen, der Mensch als solcher und in seinen Beziehungen zum Menschen ist weder so zahm und idyllisch als jene es säuseln, noch so bodenlos verkommen und schlecht, als dieser es mit schrillen Tönen in die Welt hinausschmettert, wenigstens das ganze Geschlecht nicht, und die Ausnahmen beschließen ihr Leben im Zellengefängnisse oder im Irrenhause.

Aber für diese eine, jeder Schönheit baare Literatur zu schaffen, wie es der Naturalismus thut, und dieselbe der Welt als große Offenbarung aufzudringen, ist eine Anmaßung und Geschmacksverwirrung sondergleichen und hat mit dem Begriffe von Kunst und Dichtung nichts mehr zu thun.

Aber auch der Realismus, wenn er sich auch seinen sittlichen Ernst bewahrt und vom Verkommen auf solchen Abwegen hütet, kann das Bedürfniß der Seelen nach künstlerischer Wiedergabe dessen, was sie erfüllt und bewegt, nicht befriedigen. Der ohne Zweifel große und wahre Gehalt von echtem Idealismus, diesem köstlichen Labsal des Herzens, verbirgt sich hinter einem kalten, starren Schein mit metalligem Lichte, welchem es an jeder Wärme der Farbe gebricht. Die modernreale Dichtung ist im unermeßlichen Raume der Gedanken ein frostiger Schlacken, welcher der leuchtenden und erwärmenden Sonne der Classicität entbehrt; sie kommt nicht aus dem Herzen, sondern ist ein Product kühler Ueberlegung, und das Feuer, das noch an ihr flimmert, ist nicht Ausstrahlung eigener Wärme, sondern geborgter, kalter, elektrischer Schein.

Bei ihrem fruchtlosen Streben nach Wahrheit und der Aussichtslosigkeit, aus eigener Kraft dahin zu gelangen, hat die moderne Poesie bei der Wissenschaft Anlehen gemacht und sich in deren Schuld begeben. Ihre Darlegungen muthen das Herz an, wie ein Versuch zur Lösung mathematischer Probleme, kalt, nüchtern, gemüth= und trostlos. Sie giebt wohl zu denken, doch nichts mehr zu fühlen, zum mindesten nichts Schönes und Erhabenes mehr. Haben wir hier eine Dichtkunst, welche ihre große, heilige Aufgabe begreift und erfüllt?

Ist sie es, welche auf die ewige Frage nach dem Zwecke unseres Daseins, wenn auch keine Lösung, doch eine versöhnende Antwort giebt?

Wir müssen mit Nein antworten. Aber daß sie trotzdem, wenn nicht die Herzen, doch die Köpfe und Sinne in so hervorragendem

Maße zu beschäftigen vermag, ist uns ein Zeichen, wie unter dem Wehen des Zeitsturmes die Empfänglichkeit für das wahrhaft Schöne und Große und die Fähigkeit sich zu begeistern aus den Seelen verschwunden und die trostlose Nüchternheit dort ihren Einzug gehalten hat, deren künstlerischer Ausdruck die moderne Poetik ist.

Doch nicht für immer; — diese Hoffnung soll uns nichts zu rauben vermögen. Unter den Gewitterschauern kommender großer Ereignisse werden die abgestumpften Gemüther wieder zu höheren und reineren Empfindungen erwachen und dann wird als Interpret der neuen und besseren Instincte der Messias in der Dichtkunst erscheinen, der die Wahrheit mit der Schönheit vereint, und als dessen Vorläufer wir das gegenwärtige Geschlecht der Poeten, selbst Ibsen, den Bedeutendsten, nicht anzuerkennen vermögen.

Dann wird die Poesie wieder werden, wie unser großer Dichterfürst in der Macht des Gesanges verkündigt:

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht;
Er hört die Fluth vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen,
Hervor aus nieentdeckten Quellen!

Das Mittel- und Hochschulwesen in Ungarn.

Von Professor Dr. J. H. Schwicker.

I.

Die Mittelschulen Ungarns.

Vor dem Jahre 1848 gab es in Ungarn nur eine Art der Mittelschule, nämlich das Gymnasium (hierlands gewöhnlich die „Lateinschule" genannt), welches aus zwei Cursen bestand: aus dem vierclassigen Grammatikal- und aus dem zweiclassigen philosophischen Lehrcurs oder der sogenannten „Humaniora". Das Ziel der modernen Bestrebungen nach Schaffung der „einheitlichen" Mittelschule war somit im Vormärz in Ungarn erreicht; nur gab es schon damals keinen einsichtigen Mann, der mit dieser Einheitsschule zufrieden gewesen wäre.

Ohne an dieser Stelle in eine nähere Kritik der vormärzlichen Gymnasien Ungarns einzugehen,[1]) sei nur bemerkt, daß den meisten derselben eine entsprechende Organisation gemangelt hat. Auch fehlte es an Lehrmitteln, an zweckmäßigen Lehr- und Handbüchern, sowie an fachmännisch gebildeten und wohlbesoldeten Lehrkräften. Ein gemeinsames Charakteristicum aller ungarischen Gymnasien jener Zeit war deren Zugehörigkeit zu den einzelnen Kirchen und Confessionen des Landes. Sämmtliche Gymnasien Ungarns hatten strengconfessionelles Gepräge und unterstanden nach Aufsicht, Leitung und Verfügung den kirchlichen Oberbehörden und ihren Organen.

Der Staat als solcher, der ja gleichfalls katholisch-confessionellen Charakter hatte, besaß wohl auf die katholischen Gymnasien einen ge-

[1]) Wer sich dafür interessirt, der findet weitere Mittheilungen in meinem Buche: „Die ungarischen Gymnasien. Geschichte, System, Statistik." (Budapest 1881.)

wissen bestimmenden Einfluß, und es gab im Schooße der obersten Landesbehörde, beim königl. ungarischen Statthaltereirathe, auch eine besondere Studiencommission. Ebenso wurde im ungarischen Reichstage zu wiederholtenmalen (1827, 1836) die Frage einer Reform des ungarischen Mittelschulwesens in Anregung gebracht und zu diesem Behufe reichstägliche Commissionen entsendet. Allein, weder die Gutachten dieser Commissionen noch die im Schooße des Statthaltereirathes selbst ausgearbeiteten Reformentwürfe hatten einen praktischen Erfolg. Ungarns Mittelschulwesen blieb nach wie vor eine vorwiegend kirchliche Institution und zwar sowohl bei den Katholiken wie bei den Griechisch-Nichtunirten und den Protestanten.

Denn nicht nur daß die leitenden Behörden und die schulerhaltenden Factoren durchwegs kirchlicher Natur waren, sondern auch die Lehrer selbst gehörten mit geringen Ausnahmen nur dem geistlichen Stande an. Bei den Katholiken waren es die Lehrorden der Piaristen, der Benedictiner, der Cistercienser, der Prämonstratenser und der Franciscaner, welche den Gymnasialunterricht versahen, bei den Protestanten thaten dies die Theologen und Predigeramtscandidaten, und das Lehramt war hier in der Regel nur der Durchgangs- oder Warteposten auf eine Pfarrer- oder Predigerstelle; nur an den griechisch-nichtunirten Gymnasien wirkten einige weltliche Lehrer. Man kann darum mit Recht sagen, daß Ungarn vor dem Jahre 1848 einen eigentlichen Mittelschullehrerstand gar nicht gekannt hat, namentlich der weltliche Gymnasialprofessor war hier eine ganz unbekannte Erscheinung.

Die nach den ereignißvollen Jahren 1848/49 in Ungarn eingetretene weit- und tiefgreifende Umgestaltung in der gesammten Regierung und Verwaltung des Landes mußte natürlich auch für das öffentliche Unterrichtswesen von größter Wichtigkeit sein. In der That begann mit dem Jahre 1850 insbesondere auf dem Gebiete der ungarischen Mittelschulen eine neue Aera, deren Nachwirkungen man bis zum heutigen Tage deutlich wahrnehmen kann.

Der am 16. September 1849 als verbindlich erklärte österreichische „Entwurf zur Organisation der Gymnasien und Realschulen“ wurde im Jahre 1850 auch für die Mittelschulen in Ungarn vorgeschrieben und mittelst Allerhöchster Entschließung vom 9. December 1854 hier ebenfalls „definitiv“ eingeführt. Durch diese Einführung des sogenannten „Graf Thun'schen Organisations-Entwurfes“ erhielt das gesammte Mittelschulwesen Ungarns eine grundsätzlich veränderte Gestaltung.

Vor Allem wurde durch die Organisation der Realschulen eine neue Schulkategorie geschaffen und in dem Mittelschulwesen Ungarns der Dualismus gleichfalls zur Geltung gebracht, so daß es von jetzt ab „humanistische“ und „realistische“ Mittelschulen geben sollte, wie dies in anderen Culturländern schon lange als Folge der fortgeschrittenen Culturentwickelung nothwendig geworden war. In Ungarn konnte freilich die Realschule nur langsam Boden fassen, und sie ist selbst heute noch nicht festgewurzelt.

Von wesentlicher Bedeutung war ferner die einheitliche oberste Leitung des gesammten Unterrichtswesens durch eine Staatsbehörde, nämlich durch das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht in Wien, dem zur unmittelbaren Beaufsichtigung der Mittelschulen im Lande die von Sr. Majestät ernannten k. k. Schulräthe zur Verfügung gestellt waren. Diese Schulräthe hatten in ihren Schulsprengeln die Lehranstalten einer jährlichen eingehenden Visitation zu unterziehen und den Maturitätsprüfungen als Vorsitzende beizuwohnen.

Die Mittelschulen selbst empfingen eine neue Organisation. Das vollständige oder das Obergymnasium hatte acht, die Oberrealschule sechs Jahresclassen. Beide Lehranstalten waren in zwei Stufen („Ober“= und „Unter“=Gymnasium; „Ober=“ und „Unter“=Realschule) zu vier, respective zu drei Jahrgängen abgetheilt und jede dieser Stufen gewährte zugleich „ein relativ abgeschlossenes Ganzes von Bildung, welches die Schüler sowohl zum Uebertritte in die höhere Stufe als auch zum Eintritte in manche Berufe des praktischen Lebens befähigte.“

Hinsichtlich der Lehrgegenstände, dann des Lehr= und Stundenplanes sei nur im Allgemeinen erwähnt, daß die neue Organisation der Gymnasien nebst der (nichtdeutschen) „Mutter“= oder „Unterrichtssprache“ die deutsche und die griechische Sprache zu obligatorischen Lehrfächern machte. Es wurden also beide altclassischen Sprachen zu obligatorischen Lehrfächern erklärt und außerdem den naturwissenschaftlichen und mathematischen Disciplinen eine größere Berücksichtigung zutheil, wodurch die Einseitigkeit der früheren „Lateinschulen“ beseitigt wurde. Während bis zum Jahre 1848 namentlich in den katholischen Gymnasien Ungarns das Lateinische noch vielfach als Unterrichtssprache in Gebrauch gestanden hatte, bestimmte jetzt der „Organisationsentwurf“, daß „jede Landessprache am Gymnasium Unterrichtssprache sein könne“ und es solle „die Wahl der Unterrichtssprache sich überall nach den Bedürfnissen der Bevölkerung richten, welche bei der Anstalt vorzugsweise betheiligt ist“.

Diese Grundbestimmungen erlitten jedoch in Ungarn mittelst Ministerialerlasses vom 1. Januar 1855 aus politischen Motiven folgende Abänderungen: Im Untergymnasium (respective in der Unterrealschule) ist vorwiegend die Muttersprache der Mehrzahl der Schüler als Unterrichtssprache in Anwendung zu bringen, im Obergymnasium (respective in der Oberrealschule) hingegen vorwiegend die deutsche Sprache, und zwar mindestens in der obersten Classe für alle Lehrgegenstände, mit Ausnahme der Religionslehre und der Muttersprache und ohne Ausschluß aushülfsweiser Benützung dieser letzteren Sprache.

Erst nach den Unglückstagen des Jahres 1859 gestattete eine Ministerialverordnung vom 8. August d. J., daß auch im Obergymnasium die schulerhaltende Corporation die Unterrichtssprache bestimmen dürfe; doch müßte in jedem Falle die deutsche Sprache ein obligater Lehrgegenstand bleiben.

Eine wesentliche Neuerung für die ungarischen Gymnasien war ferner die Einführung eines regelmäßig zu entrichtenden Schulgeldes und noch mehr die Einführung der Reife- oder der Maturitätsprüfungen, welche mit dem Schlusse des Jahres 1851 für alle Gymnasialabiturienten nach Beendigung der achten, d. i. der obersten Gymnasialclasse vorgeschrieben wurde, wenn diese Abiturienten als ordentliche Hörer an eine Hochschule übertreten wollten.

Für den Gang und Erfolg des Unterrichtes war ferner von großer Bedeutung die Einführung des Fachlehrersystems an Stelle der bisher fast allgemein üblichen Classenlehrer, womit aber noch weitere Maßregeln in Verbindung standen. Vor Allem wurde die nothwendige Bedingung der Ablegung eines Lehramtsexamens vor der hierzu bestellten staatlichen Prüfungscommission, sowie der Nachweis eines Probejahres als Lehramtscandidat gefordert, um an einer öffentlichen Mittelschule das Amt eines ordentlichen Lehrers erhalten zu können. Die Prüfungsvorschriften für die Lehramtscandidaten an den beidartigen Mittelschulen wurden vom Unterrichtsministerium unter dem 25. November 1852 auch in Ungarn für verbindlich erklärt.

Eine Consequenz dieser Vorschriften war dann, daß nur diejenigen Mittelschulen, welche in Bezug auf Organisation, Lehrplan, Stundeneintheilung, Prüfungsordnung und Lehrkräfte den Bestimmungen der staatlichen Normalien entsprachen, das Recht der Oeffentlichkeit erhalten und behaupten konnten. Die Gymnasien der katholischen Lehrorden fügten sich größtentheils der neuen Organisation; die Protestanten dagegen waren theils aus Mangel an materiellen Mitteln wie an ent-

sprechenden Lehrkräften zu einer Umgestaltung ihrer Mittelschulen unvermögend, theils sträubten sie sich aus politisch-nationalen und confessionellen Gründen gegen diese Reform, welche somit hier nur langsam und nur unvollständig platzgreifen konnte. So kam es, daß im Jahre 1857 eine größere Anzahl protestantischer Gymnasien des Rechtes der Oeffentlichkeit für verlustig erklärt wurde. Im Jahre 1859 gab es in Ungarn und seinen Nebenländern 107 Gymnasien (darunter 15 ohne Oeffentlichkeitsrecht) mit 1198 Lehrern und 19.641 Schülern.

Noch eine bedeutsame Neuerung auf dem Gebiete des Mittelschulwesens verdankt man in Ungarn der Wirksamkeit des österreichischen Unterrichtsministers, Graf Leo Thun, nämlich die Gründung der „Staatsgymnasien", und die Verwendung weltlicher Lehrkräfte an denselben. Diese „Staatsgymnasien", welche vor Allem als Muster der neuen Gymnasialeinrichtungen zu gelten hatten, wurden auf Kosten des ungarischen Studienfonds errichtet und die Professoren von dem Unterrichtsminister, die Directoren aber von Sr. Majestät ernannt. Die anfänglichen Lehrkräfte kamen aus den deutschösterreichischen Erbländern; aber bald bildete sich auch aus einheimischen Kräften das erforderliche Lehrpersonale heran. So ist Graf Leo Thun in Ungarn der Begründer des weltlichen Mittelschullehrerstandes geworden.

Das kaiserliche Diplom vom 20. October 1860 und die damit im Zusammenhange stehenden Verfügungen bezeichnen auch in Bezug auf das ungarische Unterrichtswesen einen entscheidenden Wendepunkt. Vor Allem ist zu bemerken, daß mit der Aufhebung des einheitlichen österreichischen Cultus- und Unterrichtsministeriums die oberste Leitung des Unterrichtswesens an die wiederhergestellte ungarische Hofkanzlei, bezüglich an den königl. ungarischen Statthaltereirath übertragen wurde. Als ein Rest der Gemeinsamkeit in der Unterrichtsverwaltung wurde der „Unterrichtsrath" constituirt, der sich mit wissenschaftlichen und Schulfragen zu beschäftigen, diese zu vertreten und in dieser Hinsicht sowohl dem Ministerrathe wie auch den Verwaltungsbehörden an die Hand zu gehen hatte. Dieser Unterrichtsrath konnte indessen während der Zeit seines Bestehens von 1861 bis 1867 zu keiner ersprießlichen Wirksamkeit gelangen.

In Ungarn trat seit dem Erlasse des Octoberdiploms auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, insbesondere auch im Unterrichtswesen eine ungemeine Erregtheit und Bewegung ein. Die am 7. August 1861 eingesetzte Commission von Schulmännern zur Berathung der durch die eingetretenen politischen Veränderungen für nöthig erachteten

Reformen namentlich in der Organisation und im Lehrplane der Gymnasien schuf ein Elaborat, welches den Charakter der ärgsten Reaction an sich trug. Danach sollten die Zustände vor dem Jahre 1848 größtentheils wieder hergestellt werden. Ohne hier in die nähere Schilderung der nun folgenden Wirrnisse, Zerrüttungen und fortgesetzten Umgestaltungen im ungarischen Gymnasialunterrichte einzugehen[1]), bemerken wir nur, daß, obgleich den Wortführern jener Reaction ein voller Triumph ihrer Zerstörungsarbeit nicht gelang, sie dennoch den Gymnasien Ungarns viel Unheil zugefügt hatten; ja, die üblen Folgen der auch vom extremen Nationalismus beeinflußten Umsturzbestrebungen sind zum Theil noch bis heute erkennbar.

Diesen reactionären Rückbildungen wurden vor Allem die der Regierung unmittelbar unterstehenden Staats- und die katholischen Gymnasien unterworfen; allein auch die Mehrzahl der evangelischen Gymnasien des Helvetischen Bekenntnisses restituirte ebenfalls ihre Einrichtungen von vor 1848; nur die evangelischen Gymnasien der Augsburger Confession, und unter diesen in erster Reihe die Gymnasien der Siebenbürger Sachsen, behielten auch nach dem Jahre 1860 die Thun-sche Organisation nahezu unverändert bei; blos hinsichtlich der Unterrichtssprache und in Bezug auf einzelne Lehrfächer, z. B. der vaterländischen Geographie und Geschichte, der Muttersprache und anderer, traten die durch die Zeitumstände gebotenen Abänderungen ein. Die Institution der Reife- oder der Maturitätsprüfung mußte indessen von sämmtlichen Gymnasien beibehalten werden.

Als im Jahre 1867 das verantwortliche königlich ungarische Ministerium die Staatsgeschäfte übernahm, bestanden auf dem Gebiete des Mittelschulunterrichtes ziemlich chaotische Zustände. Der neue Unterrichtsminister Baron Joseph Eötvös, der schon im Jahre 1848 kurze Zeit als Ungarns erster Minister für Cultus und Unterricht der Regierung angehört hatte, richtete deshalb vor Allem sein Augenmerk auf die Abstellung dieser bedauerlichen Zustände, welche insbesondere das ungarische Gymnasialwesen mit gänzlichem Verfalle bedrohten. Die von ihm im September 1867 einberufene Fachmännerconferenz berathschlagte über die dringlichsten Abänderungen und Reformen und gab hierbei der Ueberzeugung Ausdruck, daß ein Hauptübelstand in der gesammten Lage des ungarischen Mittelschulwesens im Mangel eines ordentlichen Mittelschulgesetzes seinen Grund habe, weshalb denn auch Baron

[1]) Vgl. hierüber mein Buch: „Die ungarischen Gymnasien“, S. 66 ff.

Eötvös sich sofort mit der Abfassung eines Mittelschulgesetzentwurfes beschäftigte. Allein weder sein im Jahre 1869 der Legislative vorgelegter Entwurf, noch die wiederholten Vorlagen seiner Nachfolger im Amte konnten die Zustimmung der Legislative erlangen.[1]) Erst im Jahre 1883 kam das sehnlichst gewünschte Mittelschulgesetz zu Stande und wurde damit für das gesammte Mittelschulwesen Ungarns die nothwendige gesetzliche Grundlage zur entsprechenden weiteren Ausgestaltung dieses wichtigen Unterrichtszweiges geschaffen.

Das ungarische Mittelschulgesetz (G. A. XXX vom Jahre 1883) steht auf dem Boden der geschichtlichen Entwickelung und faßt von diesem aus die thatsächlichen Verhältnisse und Ansprüche der Gegenwart ins Auge. Demgemäß hält es auch an der dualistischen Scheidung der Mittelschulen in Gymnasien und Realschulen fest und bestimmt, daß jene vorwiegend auf Grund der beiden altclassischen Sprachen die sogenannte „humanistische," diese unter wesentlicher Berücksichtigung der modernen Sprachen (deutsch und französisch, eventuell auch englisch oder italienisch), der Mathematik und der Naturwissenschaften die „realistische" Richtung vertreten.

Doch ist weder in den beiderseitigen Studienplänen, noch in den sonstigen Beziehungen der Gymnasien und Realschulen zwischen dem „Humanismus" und dem „Realismus" eine schroffe und starre Trennung durchgeführt worden. Es zeigt sich vielmehr, daß nach dem ungarischen Gesetze beide Mittelschularten als allgemein vorbereitende Lehranstalten für das höhere wissenschaftliche Berufsstudium gelten sollen, weshalb in ihren Lehrplänen sowohl den sprachlich-historischen wie den mathematisch-naturwissenschaftlichen und den technischen Disciplinen entsprechende Rücksicht geschenkt und dadurch eine gewisse Gleichartigkeit der inneren Organisation geschaffen ward. Ja auch den Uebergang aus einer Richtung in die andere läßt das Gesetz unter bestimmten Bedingungen anstandslos zu. Nicht minder bedeutsam erscheint jene Bestimmung des Gesetzes, der zufolge den Abiturienten der Realschulen einzelne Fachstudien (Mathematik und Naturwissenschaften) an der Universität zugänglich sind, ja bei nachträglicher Maturitätsprüfung aus Latein ist es den Realschulabiturienten sogar gestattet, das Studium der Jurisprudenz und der Medicin als ordentliche Hörer der Universität absolviren zu können.

---

[1]) Vgl. über diese verschiedenen Entwürfe: „Die ungarischen Gymnasien", S. 78 ff.

Was nun die innere Organisation der beiden Mittelschularten betrifft, so können wir an dieser Stelle nur die Haupteinrichtungen kurz berühren.

Vor Allem sei bemerkt, daß die Realschule in Ungarn von den stürmischen Umgestaltungen nach dem Jahre 1860 im geringeren Maße als die Gymnasien betroffen wurde. Dieser Umstand ist jedoch hauptsächlich dadurch zu erklären, daß die Realschule hier bei den maßgebenden politischen Kreisen fast gar keine würdigende Beachtung fand und man sich deshalb um sie fast gar nicht bekümmerte; war sie ja doch ein eigenstes Product der traurigen Zeit nach 1848. Man ließ sie in der vorgefundenen Verfassung unberührt, sorgte sich wenig um diese „fremde", „antinationale" Lehranstalt, höchstens wurden einzelne Unterrealschulen, welche durch Umwandlung ehemaliger Gymnasien entstanden waren, auf diese ihre frühere Gestalt wieder zurückgebildet.

Selbst nach der Wiederherstellung der ungarischen Verfassung und des selbstständigen Ministeriums blieb die Realschule noch geraume Zeit das Stiefkind der Unterrichtsverwaltung. Erst Minister August Trefort, ein praktisch angelegter Reformer, widmete dieser Lehranstalt seine besondere Aufmerksamkeit und gab ihr im Jahre 1875 eine durchgreifende Neugestaltung, deren Wesen hauptsächlich darin bestand, daß die sechsclassige Realschule in eine Mittelschule zu acht Jahresclassen umgewandelt und daß auch in der Realschule die Institution der Maturitätsprüfung am Schlusse des achtjährigen Lehrcurses eingeführt wurde. Gemäß dem zeitlich erweiterten Realschulcurse fand dann auch der Lehrplan eine angemessene Abänderung, und zwar hauptsächlich nach zwei Richtungen: einmal wurden die specifischen Fachlehrgegenstände, wie z. B. kaufmännische Buchhaltung, Zoll- und Wechselkunde, Baukunde und andere, weggelassen und dann auf eine eingehendere Pflege der „humanistischen" Fächer, wie Sprachen und Geschichte, ein größeres Gewicht gelegt. Außer der ungarischen und der deutschen Sprache ist noch das Französische als dritte obligatorische Sprache in den Realschullehrplan aufgenommen worden.

Das Ziel dieser Reform der Realschule bestand vor Allem darin, die „realistische" Mittelschule mit der „humanistischen" oder mit dem Gymnasium auf das gleiche Niveau zu heben, sie ebenfalls zur „allgemein vorbildenden" Lehranstalt zu machen und sie dadurch auch äußerlich im Range der älteren Schwester gleichzustellen. Ueberdies sollten durch die Erweiterung des Realschulcurses sowie durch die Einführung der Maturitätsprüfung eine angemessenere Vertheilung des

Lehrstoffes sowie eine intensivere Durcharbeitung und Verdauung desselben seitens der Schüler erreicht werden. Nicht minder war von bestimmendem Einflusse die Erkenntniß, daß an die technische Hochschule an Jahren und Vorkenntnissen gereiftere Jünglinge übertreten müssen, falls diese Hochschule die Höhe wissenschaftlichen Studiums erreichen und behaupten sollte.

Für das innere Gedeihen des Realschulunterrichtes erwies sich die Reform als günstig; dagegen übte sie auf die äußerlichen Verhältnisse dieser Lehranstalt einen bedenklichen Einfluß aus. Es nahm nämlich in Folge dieser Neuerungen die Frequenz der Realschulen in Ungarn nach dem Jahre 1876 in geradezu verblüffender Stärke und Raschheit ab, so daß z. B. die Schülerzahl, welche im Jahre 1874/5 insgesammt 8086 Realschüler betragen hatte, gleich im nächsten Schuljahre 1875/6 auf 7197 sank, also um 889 Schüler = 11 Procent abnahm. Diese weichende Tendenz dauerte auch in den weiteren Jahren fort, so daß z. B. im Jahre 1881 der Stand der Realschüler nur noch 5427 Schüler betrug. Gegen das Jahr 1874/5 bedeutet dies einen Rückgang von nahezu einem Drittel (32·8 Procent), welches durch den Tiefstand des Realschulbesuches vom Jahre 1882, wo derselbe nur 4900 Schüler aufwies, weit überschritten wurde. Während der letzten Jahre ist indessen hinsichtlich der Realschulfrequenz ein bedeutender Umschwung eingetreten nnd demzufolge der Besuch dieser Lehranstalt wieder in stetiger Zunahme begriffen.

Die Ursachen jenes früheren Rückganges lagen vorwiegend in den geringen Lebensaussichten, welche in den Zeiten des materiellen Niederganges (seit dem „Krachjahre" 1873) für den Techniker sich zeigten. Dieses rapide Zurückgehen in der Realschulfrequenz hatte dann zur weiteren Folge, daß die Schulverwaltung selbst eine völlige Entvölkerung dieser Lehranstalten besorgt und in der Tages- und Fachpresse zahlreiche Stimmen laut wurden, welche eine gänzliche Aufhebung der Realschulen befürworteten, ja forderten. Minister Trefort berief zur fachmännischen Austragung dieses „Krieges um die Realschule" im April 1879 eine Enquête, in welcher die Freunde und Gegner dieser Lehranstalt ihre Ansichten und Meinungen energisch geltend zu machen suchten.[1]) Man konnte zu keiner übereinstimmenden Schlußfassung gelangen und deshalb erklärte auch der Minister, er wolle auf diesem Gebiete vorläufig noch keine „durchgreifende" Reform vornehmen. Ge-

[1]) Vgl. hierüber mein Buch: „Das ungarische Unterrichtswesen am Schlusse des Schuljahres 1877/8 (Budapest 1879), S. 179 ff.

legentlich einer spätern Enquêteberathung (December 1881) über die Realschule sprach Minister Trefort sich entschieden zu Gunsten der Beibehaltung dieser Lehranstalt aus[1]) und vertheidigte diesen Standpunkt auch ganz entschieden im Reichstage bei Gelegenheit der Schaffung des neuen Mittelschulgesetzes vom Jahre 1883.

Diesem Gesetz zufolge besteht das Gymnasium wie die Realschule in Ungarn gegenwärtig aus acht aufsteigenden (I—VIII) Jahresclassen; doch können auch „unvollständige" Mittelschulen beider Kategorien zu vier und sechs Classen errichtet und erhalten werden. Dagegen wurde die vordem bestandene Zweistufigkeit in „Ober-" und „Unter"-Gymnasien und Realschulen aufgelassen.

Ordentliche Lehrgegenstände des Gymnasiums sind: Religions- und Sittenlehre; ungarische, deutsche, lateinische und griechische Sprache und Literatur; Geographie (vaterländische und allgemeine); ungarische und allgemeine Geschichte; philosophische Propädeutik; Mathematik, Naturgeschichte; Physik; Zeichnen, Schönschreiben, Turnen. Außerordentliche oder freie Lehrgegenstände: Eine dritte Landessprache (außer der ungarischen und deutschen); französische, englische und italienische Sprache; Stenographie; Musik und Gesang.

An der Realschule sind als obligatorische Lehrfächer vorgeschrieben: Religions- und Sittenlehre; ungarische, deutsche und französische Sprache; philosophische Propädeutik; Geschichte (vaterländische und allgemeine); Geographie (vaterländische und allgemeine); Naturgeschichte; Physik; Chemie; Mathematik; zeichnende und darstellende Geometrie; Freihandzeichnen; Schönschreiben und Turnen.

Freie Lehrgegenstände sind: Lateinische Sprache; eine dritte Landessprache; Gesundheitslehre; Uebungen im chemischen Laboratorium; Modelliren; Stenographie; Musik und Gesang.

Um den Realschulabiturienten den (übrigens gesetzlich zulässigen) Zutritt zu den medicinischen und juridischen Facultätsstudien zu erleichtern, hat der Unterrichtsminister Trefort an den Staatsrealschulen außerordentliche Lehrer der lateinischen Sprache bestellt und für den Unterricht in dieser Sprache einen besonderen Lehrplan herausgegeben. An dem Unterricht im Latein können aber nur jene Schüler der vier oberen Realschulclassen theilnehmen, die in den obligaten Lehrfächern mindestens eine gute Fortgangsnote aufweisen. Für diesen

[1]) Vgl. mein Buch: „Das ungarische Unterrichtswesen am Schlusse des Schuljahres 1879/80 (Budapest 1882), S. 96 ff.

Lateinunterricht sind je drei Stunden wöchentlich bestimmt. Eine solche äußerliche Anfügung eines Lehrgegenstandes, der mit dem übrigen Realschulunterrichte keinen Zusammenhang hat, ist jedoch vom pädagogisch-didaktischen Standpunkte aus nicht zu billigen.

Zur näheren Beleuchtung des Charakters der ungarischen Gymnasien und Realschulen, wie solche seit dem Mittelschulgesetze vom Jahre 1883 und den darauf gegründeten, respective modificirten Lehrplänen (vom Jahre 1879, 1883, 1884 und 1887) sich gestaltet haben, bemerken wir noch Folgendes:

Nach dem Gesetze kann die Zahl der ordentlichen Lehrstunden in der Woche an einer Mittelschule die Zahl dreißig nicht überschreiten. Betrachtet man nun innerhalb dieser Schranke die Vertheilung der Lehrstunden auf die einzelnen Fachgruppen an einer achtclassigen Mittelschule, so ergeben sich sehr interessante Resultate.

Das ungarische Obergymnasium hat in seinen acht Classen für die obligatorischen Lehrfächer 215 Lehrstunden in der Woche. Davon entfallen auf die beiden classischen Sprachen 67 Stunden oder 31·16 Procent aller Lehrstunden (in Oesterreich 78 Stunden = 40·21 Procent); auf die lebenden Sprachen (inclusive Unterrichtssprache) 48 Stunden oder 22·33 Procent (in Oesterreich 26 Stunden = 13·40 Procent); somit auf die Sprachen überhaupt 115 Stunden oder 53·49 Procent (in Oesterreich 104 Stunden oder 53·61 Procent, da hier die Gesammtzahl der Lehrstunden nur 194 beträgt). Auf Religion, Philosophie, Geschichte und Geographie kommen zusammen 47 Stunden oder 21·86 Procent (in Oesterreich 47 Stunden = 24·23 Procent); auf die Mathematik 25 Stunden oder 11·63 Procent (in Oesterreich 24 Stunden = 12·37 Procent); auf die Naturwissenschaften 16 Stunden oder 7·44 Procent (in Oesterreich 19 Stunden = 9·79 Procent; auf Zeichnen und Schönschreiben 12 Stunden oder 5·58 Procent (in Oesterreich fehlen diese obligatorischen Lehrfächer); auf Turnen 16 Stunden oder 7·44 Procent.

Wie diese Stundenvertheilung beweist, nehmen die beiden altclassischen Sprachen am ungarischen Gymnasium einen erheblich bescheideneren Platz ein, als dies in Oesterreich der Fall ist; ja gegenüber den Gymnasien in Deutschland, namentlich in Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberg, wo dem Latein und Griechisch auch nach der erfolgten „Reduction" von 1882 und 1884 noch 43·65 bis 51·43 Procent der ordentlichen Lehrstunden in der Woche zugewiesen sind, tritt die niedrige Verhältnißziffer der ungarischen Gymnasien mit nur 31·16 Pro-

cent noch auffälliger in die Erscheinung. Dafür besitzt das Gymnasium in Ungarn eine weit intensivere Vertretung der modernen Sprachen, welche in Oesterreich blos 13·40 Procent, in Preußen erst 15·67 Procent, in Sachsen 15·87 Procent, in Bayern 15·11 Procent, in Württemberg wiederum gar nur 13·54 bis 13·97 Procent der wöchentlichen Lehrstunden in Anspruch nehmen.

Angesichts dieser Thatsache mußte es doppelt überraschend sein, daß im Jahre 1889 mit einem Male in Ungarn eine lärmende Bewegung gegen den allgemein verpflichtenden Unterricht im Griechischen sich erhob und in Folge dessen eine bedeutsame Abänderung des erst im Jahre 1883 geschaffenen Mittelschulgesetzes bewerkstelligt werden mußte.

Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle die Entstehung und den Verlauf dieser antigriechischen Bewegung des Eingehenderen schildern; ich begnüge mich mit der Mittheilung des Resultates der Bekämpfung des allgemein verpflichtenden Unterrichtes in der griechischen Sprache.[1])

Am 21. April 1890 legte der Unterrichtsminister Graf Albin Csáky dem Reichstage einen Gesetzentwurf zur Abänderung des Gesetzartikels XXX : 1883 (des ungarischen Mittelschulgesetzes) vor, worin nach erfolgter theilweiser Umgestaltung und Veränderung durch den reichstäglichen Unterrichtsausschuß Folgendes bestimmt wird:

Die Schüler des Gymasiums sind zur Erlernung des Griechischen nicht verpflichtet, wenn sie statt dessen in den nachbenannten Lehrgegenständen an dem betreffenden Gymnasium einen durch den Lehrplan festgesetzten ordentlichen Unterricht erhalten. Diese Compensationslehrgegenstände für das Griechische sind: a) Erweiterte Kenntniß der ungarischen Literatur; damit in Verbindung Bekanntmachung der classischen Werke der griechischen Schriftsteller in ungarischer Uebersetzung und die Grundzüge der griechischen Literatur- und Culturgeschichte; b) Zeichnen (Elemente des geometrischen und des Freihandzeichnens). Diese von den Schülern statt der „griechischen Sprache und Literatur" gewählten Lehrgegenstände sind für die Betreffenden obligatorisch und der in diesen Gegenständen gemachte Fortschritt wird gleich dem Fortschritte in den übrigen ordentlichen Lehrfächern

---

[1]) Eine nähere Erörterung über Natur und Tendenz dieser Bewegung habe ich unter Anderem in einem größeren Aufsatze, „Zur Reform der Gymnasien in Ungarn" in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" 1890, S. 541 ff. und 639 ff., veröffentlicht.

beurtheilt (classificirt). Der Uebertritt vom Griechischen zu den Compensationsfächern oder umgekehrt von diesen zu jenem kann nur auf Grund einer vorher bestandenen Prüfung zu Anfang des Schuljahres stattfinden. Jenen Gymnasialabiturienten, welche ohne Kenntniß des Griechischen die Maturitätsprüfung ablegen, ist der Besuch an der theologischen Facultät an der Universität oder an anderen Hochschulen, sowie der Zutritt zu den philosophischen, philologischen und historischen Fächern der philosophischen Facultät (und auch des Professorenseminars) nicht gestattet. Legen sie aber aus der griechischen Sprache und Literatur die Maturitätsprüfung nachträglich ab, so steht ihnen der Besuch aller Universitätsfacultäten ungehindert frei.

Den Erhaltern jener Gymnasien, welche der Verfügung und Leitung des Ministers für Cultus und Unterricht nicht unmittelbar unterstehen, bleibt es freigestellt, ob sie in ihren Anstalten die „griechische Sprache und Literatur" beibehalten, oder aber statt dessen die oben angeführten Compensationslehrgegenstände einführen wollen.

Zur Begründung dieser bedeutsamen Abänderungen in der inneren Organisation der ungarischen Gymnasien bemerkt der vom Minister vorgelegte „Motivenbericht" unter Anderem Folgendes: „In Anbetracht der einheimischen Verhältnisse und Erfahrungen, sowie mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der ungarischen Nationalcultur glaubt der Minister die richtige Lösung der Mittelschulfrage in der Errichtung einer solchen Mittelschule zu finden, welche, von gemeinschaftlichen Grundlagen ausgehend, erst in den oberen Classen sich in zwei oder mehrere Richtungen spaltet und den Jünglingen eine verschiedene Bildung bietet, je nach deren Neigung und Fähigkeit, gleichwie auch mit Rücksicht auf ihren zu wählenden Lebensberuf". Eine solche radicale Reform sei jedoch noch nicht hinlänglich gereift, und deshalb beschränkt sich der Minister auf die Abhülfe der drängendsten Uebelstände in solcher Weise, daß hierdurch der oben angedeuteten gründlichen Umgestaltung die Wege geebnet werden.

Diese „drängendsten Uebelstände" im Gebiete des Mittelschulwesens sind: Das in Folge der Wissensansprüche unserer heutigen Cultur sich stets steigernde Lehrmaterial und die damit in Verbindung stehende Vielseitigkeit der modernen Bildung; dann der in Ungarn herrschende Polyglottismus und endlich die aus dem Massenunterrichte entstehenden Hindernisse. Daraus erkläre sich namentlich der geringe Erfolg des Unterrichtes in den Sprachen und der Wunsch, daß in diesem Theile des Mittelschulunterrichtes eine Erleichterung eintreten möge.

Hierzu gesellt sich das massenhafte Zuströmen der Schüler nach den in übergroßer Anzahl vorhandenen Gymnasien, in denen ein großer Theil der Jugend eines Unterrichtes theilhaftig werde, welcher mit ihren Neigungen, Fähigkeiten und künftigen Lebensberufen, sowie mit ihrer socialen Lage nicht harmonire und früher oder später Enttäuschung und Unzufriedenheit erzeugen müsse.

Deshalb soll für einen großen Theil der Schüler die Anzahl der zu erlernenden Sprachen vermindert und so deren geistige Arbeit mehr concentrirt werden; für diesen Theil der Jugend ist der Gymnasialunterricht namentlich vom Gesichtspunkte der praktischen Lebensberufe entsprechender umzugestalten. Diese beiden Ziele sucht der Minister durch die obskizzirte Abänderung des Mittelschulgesetzes zu erreichen, wobei er außerdem durch die angebahnte Bifurcation in den oberen Gymnasialclassen den stufenweisen Uebergang zur unten einheitlichen, oben getheilten Mittelschule vorbereiten will.

Wie wir schon weiter oben mitgetheilt, war auf Grund des Mittelschulgesetzes vom Jahre 1883, § 26, in Ungarn es auch bisher schon möglich, ohne Kenntniß des Griechischen die juridischen und die medicinischen Facultätsstudien als ordentlicher Hörer absolviren zu können. Was bisher nur den Realschulabiturienten (bei nachträglicher Prüfung aus Latein) gestattet war, das sollte nun auch den Gymnasiasten ermöglicht werden.

Die Stellung der griechischen Sprache im Gymnasiallehrplan (hieß es im ministeriellen „Motivenberichte“ weiter) sei schon seit längerer Zeit fraglich geworden: der Streit über das Griechische bestehe in allen Culturstaaten und werde durch die allgemein beklagte Erfolglosigkeit des Unterrichtes im Griechischen stets neu gestärkt. Mehrere Staaten haben denn auch in den Oberclassen ihrer Mittelschulen die Wahl des Griechischen bereits freigestellt. In Ungarn sei das Griechische erst seit der Einführung des Thun'schen Organisationsentwurfes ein obligatorischer Lehrgegenstand des Gymnasiums geworden und es habe seit 1861 den Anlaß zu stets wiederkehrenden heftigen Auseinandersetzungen im Parlament, in der Presse und in den Fachkreisen gebildet, sei auch in seiner schulmäßigen Behandlung fortdauernden Schwankungen unterworfen gewesen.

Der Minister wolle keine Ausschließung oder Auflassung des Unterrichtes im Griechischen, sondern es solle nur die allgemein verpflichtende Natur dieses Lehrfaches aufgehoben werden. Ein Theil der Gymnasialjugend werde sicherlich auch in Zukunft die griechische

Sprache und Literatur erlernen und diese verminderte Zahl der Griechisch-Lernenden werde zugleich den Vortheil bieten, daß der Unterricht intensiver und darum auch erfolgreicher betrieben werden könne.

Der zur Verfügung stehende Raum verbietet es mir, auch die Argumente der Gegner dieser Gymnasialreform in gleicher Weise anzudeuten. Ich möchte nur bemerken, daß es ein Irrthum ist, wenn man dem Unterrichtsminister Graf A. Csáky eine principielle Abneigung gegen das Griechische zur Last legt; andererseits erscheint aber die Besorgniß ebenfalls gerechtfertigt, daß durch diese Neuerung in der Gymnasialorganisation der angestrebte Zweck nicht erreicht, wohl aber dem Unterrichte und der Disciplin der Gymnasialjugend manch empfindlicher Nachtheil beigefügt werde. Die nähere Begründung dieser Bemerkung gehört in ein Fachblatt.[1])

Von allgemeinem Interesse ist die Frage, wie Eltern und Schüler sich zu dieser Umgestaltung im Lehrplane verhalten haben. Vorerst sei erwähnt, daß die Mehrzahl der nicht unter directer Leitung und Verfügung des Unterrichtsministers stehenden Gymnasien der autonomen Kirchen und Confessionen die Abänderung des Lehrplanes im Sinne des neuen Gesetzes abgelehnt haben. Durch diese Thatsache ist eingetreten, was Schreiber dieser Zeilen am 13. Mai 1890 in der Clubberathung der liberalen Regierungspartei über den Gesetzentwurf als Befürchtung ausgesprochen hat, daß nämlich die durch das Mittelschulgesetz vom Jahre 1883 schwer errungene Einheitlichkeit im Lehrsystem der ungarischen Gymnasien wiederum einem bedenklichen Dualismus den Platz habe räumen müssen.

Für die unbedingten Anhänger der neuen Gymnasialreform war es eine ganz besondere Ueberraschung, daß zu Anfang des Schuljahres 1890/91, als den Schülern der fünften Gymnasialclasse mit Zustimmung ihrer Eltern und Vormünder zum ersten Male die Wahl freigestellt wurde, ob sie das Griechische oder die dafür gesetzten Compensationslehrfächer erlernen wollen, die übergroße Mehrheit sich zu Gunsten des Griechischen erklärte. Denn von sämmtlichen Schülern der fünften Gymnasialclasse wählten nur 26 Procent, an den unter ministerieller Leitung und Verfügung stehenden Gymnasien auch blos 36 Procent der Schüler die allerdings wenig anlockenden Ersatzlehrgegenstände.

---

[1]) Ich verweise nochmals auf meine bereits citirte Abhandlung in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“.

Wenn man auch zugiebt, daß die Kürze der Zeit, die Unorientirtheit der Eltern, die Abneigung vieler Lehrkörper gegen die Neuerung zu diesem, der Reform wenig günstigen Resultate Vieles beigetragen haben, so darf doch andererseits zweierlei constatirt werden, nämlich daß der mit so viel Geräusch verkündigte Widerwille und Abscheu der Eltern und Schüler gegen das Griechische auch in Ungarn mehr Dichtung als Wahrheit ist, und daß die an Stelle des Griechischen eingeführten Ersatzlehrgegenstände auf Schüler und Eltern eher abstoßend als anlockend einwirken. Die Lectüre der älteren ungarischen Dichter und Schriftsteller bietet nach Inhalt und Form der Jugend wahrlich sehr bescheidene Geistesnahrung und das Studium der darstellenden Geometrie übt gleichfalls keinen verlockenden Reiz aus. Würde man das Griechische etwa durch die französische Sprache ersetzt haben, wie dies von vielen Seiten (auch meinerseits) beantragt worden war: dann würden wahrscheinlich die „Nichtgriechen" in der entschiedensten Majorität sich befinden.

Ueber die Wirkungen der Neuerung in Bezug auf den Unterricht und auf die Disciplin kann selbstverständlich gegenwärtig noch kein abschließendes Urtheil gefällt werden.

Die Realschulen blieben von dieser Neuerung vorläufig unberührt doch steht auch ihnen eine gründliche Umgestaltung bevor, falls der Versuch mit der „Einheitsschule" thatsächlich verwirklicht wird.

Die gegenwärtige achtclassige Realschule in Ungarn hat nach dem Lehrplane vom Jahre 1884 für 216 wöchentliche Unterrichtsstunden (in Oesterreich nur 202 Stunden) folgende Vertheilung der Hauptlehrfächer: Lebende Sprachen (ungarisch, deutsch, französisch) 76 Stunden oder 35·18 Procent (in Oesterreich: deutsch, französisch, englisch 57 Stunden oder 28·22 Procent); Religion, Geographie und Geschichte 40 Stunden oder 18·52 Procent (in Oesterreich 32 Stunden oder 15·84 Procent); Mathematik 30 Stunden oder 13·89 Procent (in Oesterreich 28 Stunden oder 13·86 Procent); Naturwissenschaften 31 Stunden oder 14·35 Procent (in Oesterreich 37 Stunden oder 18·32 Procent); Zeichnen und darstellende Geometrie 34 Stunden oder 15·74 Procent (in Oesterreich 46 Stunden oder 22·77 Procent); Kalligraphie, Buchhaltung 2c. 5 Stunden oder 2·32 Procent (in Oesterreich 2 Stunden oder 0·99 Procent). Dazu kommen noch 16 Stunden Turnen. Wie diese Vertheilung zeigt, nehmen die sprachlich-historischen Fächer in der ungarischen Realschule nicht weniger als 58·6 Procent, also über die Hälfte der wöchentlichen Lehrfächer in

Anspruch, eine Thatsache, die den „realistischen" Charakter dieser Lehranstalt wesentlich beeinflußt. In Oesterreich stehen diese Lehrfächer mit 44 Procent der Stundenzahl weit unter der Hälfte der ordentlichen Unterrichtszeit. Hier behaupten die „Realien" entschieden die Oberhand.

Zur weiteren Charakteristik der inneren Organisation und der äußeren Leitung, Führung und Beaufsichtigung der ungarischen Mittelschulen geben wir noch folgende Mittheilungen von allgemeinem Interesse, wobei wir aufmerksam machen, daß die gesetzliche Wirksamkeit der ungarischen Legislative und des Unterrichtsministeriums sich blos auf das eigentliche Ungarn (mit Siebenbürgen) erstreckt, für Kroatien und Slavonien jedoch keine Geltung hat, da dieses kroatisch-slavonisch-dalmatinische Königreich in Unterrichtsangelegenheiten eine volle legislatorische und administrative Selbstständigkeit besitzt. Ferner hat die ministerielle „Studienordnung für die Mittelschulen" vom Jahre 1890 nur für die der Verfügung und Leitung des Unterrichtsministers unmittelbar unterstehenden Gymnasien und Realschulen Gültigkeit. Hierher gehören die eigentlichen Staatsmittelschulen, dann die königlichen Studienfondsgymnasien, die katholischen bischöflichen und die Ordensgymnasien, sowie die Mittelschulen der Municipien, der Communen, der Gesellschaften und der Privaten. Die Mittelschulen der autonomen Confessionen (Protestanten und Griechen) haben ihre besonderen „Studienordnungen", welche jedoch in den wesentlichsten Punkten mit der ministeriellen „Ordnung" übereinstimmen.

Das Schuljahr beginnt in Ungarn am 1. September und endigt mit dem 30. Juni des folgenden Jahres. In die erste oder unterste Classe der Mittelschulen werden nur solche Schüler aufgenommen, die ihr neuntes Lebensjahr vollendet haben und entweder durch ein öffentliches Schulzeugniß oder durch eine Aufnahmsprüfung nachweisen, daß sie den Lehrstoff der vier unteren Classen der Elementarvolksschule innehaben. Sowohl diese Aufnahmen, sowie jeder Uebertritt aus einer Lehranstalt oder aus einer Classe in die andere findet nur zu Anfang des Schuljahres statt. Der Schulwechsel innerhalb eines Schuljahres ist nur in besonderen Fällen ausnahmsweise statthaft. Ein jeder eintretende Schüler hat überdies durch ein Zeugniß die an ihm erfolgte Impfung nachzuweisen. Bei der Aufnahme sind die Aufnahms- oder Einschreibegebühren (4 fl.), Bibliothekstaxen (1 fl.) und Beiträge zur Herausgabe des Schulprogramms (50 kr.) zu entrichten; außerdem sind die Schüler einem jährlichen Schulgelde von 24 fl. unterworfen. Diese Gebühren und Taxen bestimmt von

Zeit zu Zeit der Minister, respective die Erhalter der betreffenden Lehranstalten; sie sind deshalb an den einzelnen Mittelschulen auch sehr verschieden. Arme und fleißige Schüler mit guten Fortgangsnoten werden von der Entrichtung des Schulgeldes befreit.

In eine Classe dürfen in der Regel nicht mehr als 60 öffentliche Schüler aufgenommen werden; übersteigt die Zahl der Aufgenommenen dieses Maximum, so sind Parallelclassen zu errichten.

Das Schuljahr zerfällt in drei Abschnitte, und zwar reicht der erste bis zum 23. December, der zweite bis zum 31. März und der dritte bis zum 30. Juni. Am Schlusse eines jeden Trimesters findet eine ordentliche Classificirung aller Schüler aus sämmtlichen Lehrgegenständen statt und erhalten die Schüler im ersten und zweiten Trimester über das Resultat dieser Classification einen schriftlichen „Anzeiger", zu Ende des dritten Trimesters, der zugleich der Schluß des Schuljahres ist, ein auf das ganze Jahr lautendes Schulzeugniß.

Die Hauptferien umfassen die Monate Juli und August; im Laufe des Schuljahres giebt es außer den Sonn- und Feiertagen noch längere Ferien zu Weihnachten (vom 24. December bis einschließlich den 2. Januar) und zu Ostern (Palmsonntag bis einschließlich den Osterdienstag); überdies sind der Geburts- und der Namenstag und der Krönungstag (8. Juni) Sr. Majestät gebotene schulfreie Tage. Dem Director einer Mittelschule steht es zu, innerhalb des Schuljahres drei, nicht aufeinander folgende Ferialtage zu geben. Im Uebrigen darf der regelmäßige Schulunterricht durch keinen ganz freien Tag in der Woche unterbrochen werden.

In den ungarischen Mittelschulen ist die Anwendung körperlicher Strafen untersagt; auch der Karzer oder selbst nur das strafweise Zurückbehalten des Schülers in der Classe (die Strafe des Nachsitzens) sind nicht erlaubt. Die strafweisen Disciplinarmittel werden in folgender Stufenfolge vorgeschrieben: 1. Private Erinnerung und Ermahnung des Schülers durch den betreffenden Professor; 2. strenge Mahnung durch den Classenvorstand; 3. öffentliche Rüge vor der Classe; 4. Vorladung vor den Director, der im Falle der Nothwendigkeit den Eltern die „stille Entfernung" des Schülers aus der Anstalt (das „consilium abeundi") empfiehlt; 5. Vorladung vor den Lehrkörper mit der Androhung des Ausschließens, falls keine Besserung erfolgt; 6. Ausschließung des Schülers aus der eigenen Lehranstalt oder aus den Lehranstalten des betreffenden Ortes; 7. Ausschließung aus sämmtlichen Lehranstalten des Landes. Die Erfahrung hat diese einer-

seits zu milden, andererseits zu harten Disciplinarmittel weder als zutreffend noch als ausreichend erkannt.

An den ungarischen Mittelschulen wurde das Fachlehrersystem im Allgemeinen beibehalten; aber die „Studienordnung“ macht es den leitenden Directoren zur Pflicht, darauf zu achten, daß namentlich in den unteren Classen die verwandten Lehrfächer möglichst in einer Hand vereinigt werden. An der Spitze jeder Classe steht ein „Classenvorstand“, zu welchem Amte der Director denjenigen Professor bestimmt, der in der betreffenden Classe die meisten Lehrstunden hat. Der Classenvorstand ist verpflichtet, über die Disciplin, über den einheitlichen Gang und Geist des Unterrichtes und der Erziehung seiner Classe zu wachen und darin mitzuwirken.

Der Unterricht darf nur auf Grund von behördlich approbirten, gedruckten Lehrbüchern ertheilt werden; das Dictiren des Lehrstoffes ist strenge untersagt. An jeder Anstalt ist ferner unter Aufsicht des Lehrkörpers eine Jugendbibliothek einzurichten, zu erhalten und zu vermehren. Auch können die Schüler der beiden oberen Classen zur Beförderung ihres Privatfleißes und ihrer Privatthätigkeit einen „Selbstbildungsverein“ gründen, der jedoch stets unter der persönlichen Leitung eines Fachprofessors stehen muß und vom Director strenge zu überwachen ist. Die Arbeiten dieser „Selbstbildungsvereine“ dürfen nicht veröffentlicht werden. Die Schüler der Mittelschulen können außerhalb ihrer Anstalt keinerlei Gesellschaft oder einem Vereine als Mitglieder angehören.

Ganz besondere Fürsorge wendet die „Studienordnung“ der ungarischen Mittelschulen der körperlichen Pflege und Erziehung der Jugend zu. Und zwar geschieht dies nicht nur durch die allgemein verpflichtende Einführung eines ordentlichen Turnunterichtes, sondern auch durch noch andere Verfügungen und Einrichtungen. Die Anlage und der Bau der Schulhäuser, die Größe der Lehrzimmer, die Beschaffenheit der Lehrmittel, die Eintheilung der Unterrichtsstunden unterliegen auch vom hygienischen Standpunkte aus strenger Beurtheilung. Zwischen den einzelnen Lehrstunden hat jedesmal eine Pause von zehn Minuten einzutreten, welche Zeit zur Erholung der Schüler, sowie zur Lüftung der Lehrräume zu verwenden ist. Für jede Mittelschule ist ein besonderer Anstaltsarzt bestellt, der die Pflicht hat, die Gesundheitsverhältnisse der Anstalt durch regelmäßigen Besuch zu überwachen; auch trägt er für die beiden oberen Classen die „Gesundheitslehre“ als außerordentlichen Lehrgegenstand vor. Endlich hat in jüngster Zeit der Unterrichtsminister durch die Einrichtung ordentlicher Spiel- und Eislauf-

plätze, durch die Abhaltung von turnerischen Wettübungen u. dgl. der körperlichen Ausbildung und Erziehung energische Förderung angedeihen lassen. Das Wort vom „gesunden Geist im gesunden Körper" soll zur Wahrheit werden.

Die seit der Reform der Gymnasien durch den Thun'schen „Organisations-Entwurf" auch in Ungarn eingeführten Maturitätsprüfungen wurden beibehalten und im Jahre 1875 den Realschulen ebenfalls vorgeschrieben. Das Mittelschulgesetz vom Jahre 1883 hat diese bestehende Einrichtung neuerdings gutgeheißen. Zur Ablegung der Maturitätsprüfung werden nur jene Jünglinge zugelassen, welche durch ein ordentliches Zeugniß darthun, daß sie die achte Classe des Gymnasiums oder der Realschule mindestens mit durchwegs genügendem Erfolge entweder öffentlich oder privatim beendigt haben. Jeder Abiturient ist verpflichtet, die Maturitätsprüfung vor dem Lehrkörper jener Mittelschule abzulegen, vor welchem er die Prüfung aus der achten Classe bestanden hat.

Die Maturitätsprüfungen an sämmtlichen Mittelschulen werden in Anwesenheit und unter Mitwirkung von Regierungscommissären abgehalten und die Reifezeugnisse haben ohne die Mitunterschrift dieser Commissäre keine amtliche Gültigkeit. Die Prüfungen selbst bestehen aus einem schriftlichen und einem mündlichen Theile. Die schriftliche Prüfung umfaßt die Ausarbeitung vorgelegter Themata unter strenger Aufsicht.

Am Gymnasium sind schriftliche Arbeiten anzufertigen: aus der lateinischen, griechischen, ungarischen und deutschen Sprache, sowie aus der Mathematik. Im Lateinischen wird die Uebersetzung aus dem Ungarischen (respective der Unterrichtssprache) ins Lateinische, im Griechischen eine Uebersetzung ins Ungarische (respective in die Unterrichtssprache) und im Deutschen eine Uebersetzung aus dem Ungarischen ins Deutsche verlangt. In der ungarischen Sprache und Literatur erhalten die Examinanden drei Thesen, von denen sie eine zur Ausarbeitung wählen können.

Ungenügende Arbeiten im Lateinischen und Ungarischen verwehren die weitere Fortsetzung der Prüfung; sind die Arbeiten im Griechischen und Deutschen ungenügend, so müssen die Betreffenden noch die mündliche Prüfung aus diesen Fächern bestehen. Gegenstände der mündlichen Prüfung sind sonst in der Regel nur: Ungarische und lateinische Sprache und Literatur, Geschichte (vorwiegend vaterländische), Physik und Mathematik.

In der Realschule umfaßt die schriftliche Maturitätsprüfung folgende Lehrfächer: Ungarische Sprache und Literatur (drei Thesen zur freien Wahl); deutsche Sprache und Literatur (freier Aufsatz oder Uebersetzung aus dem Ungarischen); französische Sprache (Uebersetzung aus dem Französischen ins Ungarische, respective in die Unterrichtssprache); Mathematik. Die mündliche Prüfung: Ungarische und deutsche Sprache und Literatur, Geschichte und Geographie, Physik (und Chemie), Mathematik.

Eine eingehendere Darstellung über den Gang und Inhalt dieser Prüfungen müssen wir uns hier versagen. Wohl aber dürfte es von allgemeinem Interesse sein, wenn wir über den anderen Hauptfactor des Schullebens, über die Lehrkräfte noch etwas ausführlicher sprechen.

Wie aus unseren einleitenden Andeutungen zu ersehen ist, besteht in Ungarn ein eigentlicher Mittelschullehrerstand erst seit dem Jahre 1850, d. i. seit der Reorganisation der ungarischen Gymnasien und Realschulen durch den österreichischen Unterrichtsminister, den Grafen Leo Thun. Bis dahin waren (wie erwähnt) sämmtliche Mittelschulen in den Händen der katholischen Lehrorden oder der protestantischen Theologen und Predigeramtscandidaten. Die Folge dieses Zustandes war, daß man auch für die berufliche Heranbildung und Approbation der Lehrkräfte keine Einrichtungen oder Verfügungen getroffen hatte. Das änderte sich aber von jenem Zeitpunkte an, als nicht nur von den weltlichen, sondern auch von den geistlichen Mittelschullehrern der ordentliche Nachweis einer beruflichen Qualification auf Grund einer bestandenen Lehrbefähigungsprüfung gefordert wurde.

Die mannigfachen Entwickelungsphasen über die Heranbildung und Approbirung der Lehrkräfte will ich nicht näher schildern, sondern sogleich den jetzigen Zustand darlegen.

Dem Gesetze gemäß kann in Ungarn das Amt eines öffentlichen Mittelschullehrers (Professors am Gymnasium oder an der Realschule) nur ein ungarischer Staatsbürger erlangen, der die gesetzlich vorgeschriebene Qualification nachzuweisen vermag. Die berufliche Vorbildung für das Mittelschullehramt erfolgt an der Universität, und zwar in acht Semestern der philosophischen (respective der philologisch-historischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen) Facultät. Sechs dieser Semester können auch an auswärtigen Universitäten, die letzten zwei Semester müssen aber an einer einheimischen Hochschule absolvirt werden. Für diese Lehramtscandidaten bestehen an den Universitäten in Budapest und Klausenburg besondere wissenschaftliche

Seminarien, deren Mitglieder ein Staatsstipendium von je 300 fl. genießen. Die Leitung dieser Seminarien wird vom Minister bestimmten ordentlichen Professoren der Universität und des Polytechnicums übertragen. An der Budapester Universität ist ferner zur praktischen Heranbildung der Lehramtscandidaten eine besondere „Uebungsschule" eingerichtet. Diese Uebungsschule steht unter der Leitung eines besonderen Directors und Lehrkörpers und hat die Bestimmung, die Candidaten des Mittelschullehramtes zur praktischen Führung ihres Berufes anzuleiten. Die Candidaten nehmen demzufolge unter der Leitung der betreffenden Fachprofessoren nicht blos beobachtend und lernend am Unterrichte theil, sondern sie haben nach bestimmten Weisungen und über genau angegebene Stoffe das Lehren auch praktisch zu üben. Diese zusammenhängenden Lehrproben auf Grund schriftlicher Präparationen bilden dann wieder den Gegenstand eingehender Kritik und Discussion seitens der Mitcandidaten und des leitenden Professors (respective Directors) und dienen so zur Klärung der Ansichten, zur Erkenntniß und Uebung des Richtigen in Unterricht und Schuldisciplin. Neben dieser praktischen Beschäftigung haben die Candidaten auch noch theoretische Vorlesungen über Pädagogik und Didaktik zu hören, schriftliche Themata zu bearbeiten u. s. w. Die Seminarübungsschule ist ein unvollständiges Gymnasium mit veränderlichen Classen, so zwar, daß in dem einen Jahre die vier ungeraden (1, 3, 5, 7) und im darauffolgenden Jahre die vier geraden (2, 4, 6, 8) Classen geöffnet sind. Ueber den pädagogisch-didaktischen Werth und Erfolg dieser derart eingerichteten „Uebungsschule" gehen die Ansichten und Meinungen unter den Fachmännern weit auseinander; Thatsache ist, daß man mit den Resultaten der beruflichen Vorbildung für das Mittelschullehramt wenig zufrieden ist.

Zur Abhaltung der Lehrbefähigungsprüfungen für das Lehramt an Mittelschulen bestehen in Budapest und Klausenburg Prüfungscommissionen, deren Mitglieder periodisch vom Unterrichtsminister ernannt werden.

Die Lehramtsprüfung hat drei Abstufungen: Fundamentalprüfung, Fachprüfung, pädagogische Prüfung. Die Fundamentalprüfung ist nach Absolvirung von vier Universitätssemestern abzulegen und es wird von dem Candidaten verlangt: 1. Daß er in zwei ordentlichen Lehrgegenständen der Mittelschule, welche eine Fachgruppe bilden, eine sichere Kenntniß des Lehrstoffes der Mittelschule besitze; 2. daß er die Elemente der ungarischen Grammatik innehabe (mit schriftlicher

Arbeit in ungarischer Sprache); 3. daß er überdieß noch eine moderne Sprache (deutsch, französisch, englisch, italienisch) verstehe (mit schriftlicher Uebersetzungsarbeit). — Nach Beendigung von acht Universitätssemestern folgt die Fachprüfung, bei welcher der Professoratscandidat zu beweisen hat, daß er 1. in seinen Fächern nach dem heutigen Stande der Wissenschaft orientirt ist und seine wissenschaftliche Ausbildung das Niveau der Mittelschule überschreite; 2. daß er in einem der gewählten Fächer zu selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit befähigt sei. Das fünfte Vorbereitungsjahr kann der Candidat entweder an der Seminarübungsschule oder mit Erlaubniß des Ministers als „Probecandidat" an einer öffentlichen Mittelschule unter der Leitung eines Fachprofessors zubringen. Nach diesem „Probejahr" hat der Candidat die pädagogische Prüfung abzulegen, wobei er bekunden soll, daß er außer dem Ueberblick der Methode des wissenschaftlichen Studiums zugleich die Fähigkeit besitze, die Gesetze des Denkens und die Fingerzeige der praktischen Psychologie beim Unterricht in selbstbewußter Auffassung und in zweckmäßiger Weise anzuwenden. Erst nach dem guten Erfolge dieser pädagogischen Prüfung erhält der Candidat sein Lehrbefähigungsdiplom. Außerhalb Ungarns erworbene Lehrbefähigungen bedürfen der Nostrificirung durch den Unterrichtsminister.

Die Anstellung im Lehramte an den dem Minister direct unterstehenden Mittelschulen erfolgt auf Grund öffentlicher Concursausschreibung und nach Entgegennahme des Ternavorschlages von Seiten des betreffenden Lehrkörpers. Die Lehramtscandidaten dienen erst als Supplenten und werden bei entsprechender Verwendung nach drei Jahren durch den Minister zu ordentlichen Lehrern ernannt; die Ernennung der Directoren geschieht durch Se. Majestät den König über Vorschlag des Unterrichtsministers. Die ordentlichen Mittelschullehrer führen den Titel „Professor", haben an den Staats- und Studienfondsanstalten den Rang von Staatsbeamten, werden dauernd angestellt und genießen das gesetzlich garantirte Recht des Pensionsbezuges. Nach dreißig vollendeten Dienstjahren (einschließlich der Supplentenjahre) erhält der Mittelschulprofessor sein volles Gehalt (ohne Quartiergeld) als lebenslängliche Pension. Die Pensionsfähigkeit beginnt nach dem Gesetzartikel XI : 1885 (Pensionsgesetz für Staatsbedienstete) mit dem vollendeten zehnten Dienstjahre und beträgt alsdann 40 Procent des ordentlichen Gehaltes; von da an steigt sie jedes Jahr um 3 Procent. Die Wittwen und Waisen der Mittelschulprofessoren genießen gleichfalls gesetzlich festgestellte Versorgungen.

Die Gehaltsverhältnisse der Professoren an den verschiedenen Mittelschulen sind allerdings sehr verschieden, namentlich an einzelnen autonom-confessionellen Lehranstalten erhalten die Lehrer eine ganz unzureichende, ärmliche Besoldung. An den vom Minister geleiteten staatlichen und Fondsmittelschulen bestehen folgende Gehaltssätze: a) in Budapest erhält ein ordentlicher Mittelschulprofessor 1500 fl. Gehalt und 300 fl. Quartiergeld; b) in der Provinz 1200 fl. und 200 fl. Quartiergeld; c) beide Kategorien beziehen fünf Quinquennalzulagen zu je 100 fl., welche in die Pension eingerechnet werden; d) die Directoren haben in der Hauptstadt 400, in der Provinz 300 fl. Functionszulagen; e) die Supplenten bekommen in Budapest 1000, in der Provinz 800 fl. an Gehalt.

Von ganz besonders weittragender Bedeutung sind jene Veränderungen, welche das ungarische Mittelschulgesetz vom Jahre 1883 hinsichtlich der Oberaufsicht der Staatsgewalt über sämmtliche Mittelschulen des Landes hervorgerufen hat. Zwar nach dem Wortlaute der Landesgesetze, namentlich im Sinne des Gesetzartikels XXVI: 1790/1 war das Aufsichtsrecht des Staates über sämmtliche Lehranstalten des Landes, also auch über jene der autonomen Confessionen, schon früher ausdrücklich gewährleistet; aber in der Wirklichkeit hatten sich die Verhältnisse dahin entwickelt, daß diese autonom-confessionellen Schulen der Staatsaufsicht nahezu völlig entzogen wurden, wodurch in der Schulpraxis zahlreiche Mißbräuche und ganz unleidliche Zustände entstanden.[1])

Nach dem Mittelschulgesetze wird das Aufsichtsrecht des Staates nicht nur vollständig aufrechterhalten, sondern zugleich die Ausübung dieses Rechtes durch den verantwortlichen Minister und dessen Organe (Oberdirectoren, Ministerialcommissäre) im Einzelnen genau festgesetzt. Für die regelmäßige Inspection der Mittelschulen ist das Land in zwölf Studiendistricte (Budapest [Stadt], Budapest [Land], Raab, Stuhlweißenburg, Preßburg, Neusohl, Kaschau, Großwardein, Szegedin, Klausenburg, Hermannstadt und Fiume) eingetheilt, an deren Spitze ein von Sr. Majestät ernannter Studienoberdirector steht. Dieser ist der ordentliche Staatsinspector aller Mittelschulen seines Districtes und der Vorsitzende bei den Maturitätsprüfungen, zu denen jedoch vom Minister auch andere Persönlichkeiten als Ministerialcommissäre delegirt werden können.

[1]) Vgl. hierüber mein Buch: „Das ungarische Unterrichtswesen am Schlusse des Schuljahres 1877/8", S. 102 ff.

Noch müssen wir hier der Institution des Landesunterrichtsrathes gedenken, der soeben eine ganz neue Organisation und Besetzung erhalten hat. Gemäß dem neuesten Statute (es ist das dritte seit der Gründung dieser Institution im Jahre 1871) besteht die Aufgabe dieses Landesunterrichtsrathes darin, daß es „in schulmännischen Fachfragen entweder über Beauftragung oder aus eigener Initiative dem Unterrichtsminister ein Gutachten erstatte und Entwürfe verfasse.“ Obgleich der Wirkungskreis dieses Unterrichtsrathes sich über alle Zweige des Unterrichtswesens erstreckt, so hat er dennoch sein Augenmerk in erster Linie auf die Mittel- und Volksschulen, sowie auf die niederen und mittleren Fachschulen zu richten. Die Hauptagenden des Unterrichtsrathes bestehen demnach in Folgendem: a) Vorbereitung und Begutachtung des wissenschaftlichen und methodischen Theiles aller auf den Unterricht bezüglichen, allgemeingültigen Verfügungen; b) aufmerksame Verfolgung der Fragen über die berufliche Vorbildung der Lehrkräfte; c) Controle der geistigen Thätigkeit in den Lehranstalten; d) Beurtheilung der Lehrbücher und Lehrmittel; e) Beachtung der Unterrichtsbewegungen im Auslande.

Der Unterrichtsrath ist eine unter der Jurisdiction des Unterrichtsministers stehende begutachtende Corporation, welche mit anderen Behörden in keinen (amtlichen) Verkehr treten kann und alle ihre Gutachten, Anträge, Entwürfe, Beurtheilungen, Berichte ꝛc. zur weiteren Verfügung dem Minister für Cultus und Unterricht zu unterbreiten hat. Eine bedeutsame Neuerung, die mit der soeben gekennzeichneten Bestimmung zum Theil im Widerspruch steht, liegt darin, daß einzelne Mitglieder des Unterrichtsrathes über dessen Antrag zur Inspection der einzelnen Lehranstalten oder zur Theilnahme an den öffentlichen Prüfungen vom Minister entsendet werden. Den Bericht über ihre bei diesen Entsendungen gemachten Erfahrungen erstatten sie dem Unterrichtsrathe, der diese dem Minister vorlegt.

Der Landesunterrichtsrath besteht aus einem Präses, zwei Vicepräsidenten, einem Secretär, zwei Referenten und aus dreißig Mitgliedern. Außerdem nehmen mit Berathungs-, doch ohne Stimmrecht an den Sitzungen noch die vom Minister hierzu bestimmten Fachreferenten des Unterrichtsministeriums Theil. Eine eingehendere Schilderung der Organisation dieses Unterrichtsrathes, über dessen bisherige Wirksamkeit die Urtheile der Fachkreise zumeist recht abfällig lauten, müssen wir uns hier versagen.

Was nun den gegenwärtigen factischen Zustand des im Vorstehenden nach Geschichte, Entwickelung und System in seinen Grund-

zügen dargestellten ungarischen Mittelschulwesens anbelangt, so theilen wir an der Hand des letzten ministeriellen „Berichtes“ die folgenden übersichtlichen Hauptthatsachen mit.

Je nach den Gründern und Erhaltern oder gemäß der Natur der Fonds, aus denen die Mittelschulen ihre Dotation empfangen, haben diese Lehranstalten nachstehenden „Charakter“:

	Gymnasien	Realschulen	Zusammen
Staatsmittelschulen	12	19	31
Königliche Mittelschulen[1] . .	18	—	18
Katholische „ . .	43	—	43
Communal- „ [2] . .	18	6	24
Privat- „ . .	5	—	5
Israelitische „ . .	—	1	1
Autonom-conf. Mittelschulen, und zwar:			
Griechisch-orient. „ . .	3	1	4
Evangelische „ A. Conf.	22	2	24
„ „ H. Conf.	27	—	27
Vereinigte protest. „ . .	1	—	1
Unitarische „ . .	2	—	2
Zusammen	151	29	180

Die eigentlichen Staats-, dann die königlichen, die katholischen, die Communal-, Privat- und die israelitischen Mittelschulen unterstehen der unmittelbaren Leitung, die Staats- und die königlichen Fondsanstalten überdieß auch der Verfügung des Unterrichtsministers; über die autonom-confessionellen Mittelschulen übt der Minister nur das gesetzliche Recht der Staatsaufsicht aus; die Leitung und Verfügung steht hier bei den Oberbehörden der betreffenden autonomen Confessionen. Darnach giebt es 112 sogenannte „ministerielle“ und 58 „autonome“ Mittelschulen in Ungarn.

Auffallend ist ferner das Ueberwiegen der 151 Gymnasien (83·9 Procent) gegenüber den 29 Realschulen (16·1 Procent). In Oesterreich sind unter 257 Mittelschulen 172 Gymnasien (66·9 Procent) und 85 Realschulen (33·1 Procent); in Preußen unter 497 Mittel-

[1]) D. i. solche, welche aus dem „Landesstudienfonds“ erhalten werden. Dieser Fonds wird als ein „katholischer“ Fonds betrachtet, weshalb an diesen Mittelschulen das Lehrpersonale auch nur aus Katholiken bestehen kann.

[2]) Einige derselben haben „katholischen“ Charakter.

schulen 305 reine Gymnasien (61·4 Procent), 174 Realgymnasien (33 Procent) und 28 reine Realschulen (5·6 Procent). In ganz Deutschland zählt man unter 787 Mittelschulen 472 (60 Procent) streng gymnasiale und 315 (40 Procent) real-gymnasiale und realistische Lehranstalten. Ungarn besitzt demnach verhältnißmäßig viel mehr Gymnasien als Oesterreich oder Deutschland, und diese Thatsache beeinflußt in ungünstiger Weise die öffentlichen Bildungsverhältnisse des Landes; das „Lateinerthum" steht hier herrschend im Vordergrund.

Unter den 180 Mittelschulen sind 113 vollständig, d. i. achtclassig, drei in der Ergänzung begriffen, die übrigen haben vier bis sechs Classen. Die geographische Vertheilung dieser Lehranstalten im Lande ist im Allgemeinen keine entsprechende; denn es sind die 180 Anstalten in 125 Städte untergebracht, von denen 63 Orte weniger als 10.000 Einwohner haben. Breite Landstriche und bedeutende Ortschaften entbehren entweder der Mittelschulen gänglich oder sind damit nur höchst ungenügend versehen. Diese unvortheilhafte Vertheilung hat ihre hauptsächlichsten Gründe in den historischen Verhältnissen, sowie in den confessionellen Zuständen.

An Lehrclassen besitzen die 180 Mittelschulen 1296, von denen 1209 ordentliche und 87 Parallelclassen waren. Die Gymnasien haben 1060 Classen, worunter 59 Parallelclassen; die Realschulen 236 Classen, von denen 28 Parallelclassen sind. Die Zahl der Parallelclassen steigt von Jahr zu Jahr, im Jahre 1884 gab es deren erst 46, im Jahre 1890 bereits 87.

Hinsichtlich der Unterrichtssprache sei bemerkt, daß in 122 Mittelschulen (68·1 Procent) der Unterricht ausschließlich in ungarischer Sprache ertheilt wird. Neben der ungarischen Sprache wurden an 39 Anstalten (21·8 Procent) in den zwei unteren Classen noch andere Landessprachen als „Hülfssprachen" beim Unterrichte gebraucht. An sieben Lehranstalten (3·9 Procent) dient das Ungarische als Hülfssprache und in elf Lehranstalten (6·2 Procent) wird neben einer anderen Unterrichtssprache das Ungarische nur in der 7. und 8. Classe beim Unterrichte in der ungarischen Sprache und Literatur als Lehr- und Prüfungssprache verwendet.

Die ungarischen Mittelschulen wurden im Schuljahre 1889/90 von 43.670 Schülern besucht, und zwar die Gymnasien von 36.367 Schülern, die Realschulen von 7303 Schülern. Die Schülerzahl nimmt jährlich zu; doch ist in letzterer Zeit das Wachsthum in den Realschulen relativ stärker als in den Gymnasien. Freilich ist auch der Austritt

während des Schuljahres ein bedeutender. Er betrug z. B. im Jahre 1889/90 nicht weniger als 3074 Schüler (2574 Gymnasial- und 500 Realschüler), so daß am Schlusse des Schuljahres blos 40.596 Schüler (33.793 Gymnasial- und 6803 Realschüler) verblieben waren. Die meisten Ausgetretenen gehören natürlicherweise den unteren Schulclassen an, und es muß diese Thatsache mit der richtigen Erkenntniß über die Anlagen und Fähigkeiten der Jugend, sowie mit der strengeren Führung des Lehramtes in Verbindung gebracht werden. Die große Frequenz der ungarischen Mittelschulen hat vielenorts die Ueberfüllung der einzelnen Classen und Lehrzimmer zur Folge, welchem Uebelstande durch die Vermehrung der Parallelclassen nur unzureichend abgeholfen werden kann.

Unter den 40.596 Mittelschülern am Schlusse des Schuljahres 1889/90 waren 39.702 öffentliche und 894 Privatschüler; von den Letzteren kamen auf die Gymnasien 807, auf die Realschulen 87 Schüler. Der Privatunterricht, welcher seit einigen Jahren beträchtlich abgenommen hat, erstreckt sich in der Regel nur auf die unteren vier Classen. Das Schulgeld wurde von 32 017 Schülern entrichtet, 6556 waren davon gänzlich, 2023 Schüler theilweise befreit.

Nach der Muttersprache zerfielen die 40.596 Schüler

in Magyaren	29.242	Schüler	oder	72·0	Procent
„ Deutsche	6.016	„	„	14·8	„
„ Rumänen	2.470	„	„	6·1	„
„ Italiener	107	„	„	0·2	„
„ Slovaken	1.654	„	„	4·1	„
„ Serbokroaten	849	„	„	2·1	„
„ Ruthenen	88	„	„	0·2	„
„ Andere	170	„	„	0·4	„

In den Gymnasien machen die Magyaren 73·5 Procent, die Deutschen 12·9 Procent der Schüler aus; in den Realschulen stehen jene blos auf 68·8 Procent, diese auf 24·2 Procent.

Noch sei erwähnt, daß 17.531 Schüler nur der ungarischen, 343 nur der deutschen, 623 nur der rumänischen Sprache kundig waren; überhaupt betrug die Zahl der Einsprachigen 18.624 Schüler (45·7 Procent); die übrigen 21.972 Schüler konnten außer ihrer Muttersprache noch eine oder mehrere Sprachen. Die Einsprachigkeit ist an den Gymnasien relativ größer (49 Procent) als an den Realschulen (30·4 Procent). Der ungarischen Sprache waren von den

40.596 Schülern 39.291 Schüler mächtig; unkundig des Ungarischen 1305 Schüler oder 3·2 Procent.

Hinsichtlich des religiösen Bekenntnisses waren am Schlusse des Schuljahres 1889/90:

römische Katholiken	18.257	Schüler	oder	45·0	Procent
griechische „	1.779	„	„	4·4	„
Griechisch-Orientalische . .	2.175	„	„	5·4	„
Evang. Augsb. Conf. . .	4.432	„	„	10·9	„
„ Helvet. „ . . .	5.637	„	„	13·9	„
Unitarier	224	„	„	0·5	„
Israeliten	7.992	„	„	19·7	„

Vergleicht man diese Ziffer mit dem numerischen Stande der einzelnen Confessionen in der Bevölkerung Ungarns (ohne Kroatien und Slavonien) überhaupt, so zeigt es sich, daß in der Frequenz der Mittelschulen nur die Evangelischen Augsburger Confession und die Israeliten ihre populationistische Verhältnißzahl überschreiten, alle übrigen Confessionen aber hinter derselben oft weit zurückgeblieben sind. Auf Grund der Volkszählung vom Jahre 1880 (die neuesten Daten sind noch nicht bekannt) bildeten die römischen Katholiken 47·20, die griechischen Katholiken 10·85, die Griechisch-Orientalischen 14·07, die Evangelischen Helvetischer Confession 14·71 Procent der Bevölkerung; wohingegen die Evangelischen Augsburger Confession 8·16, die Israeliten gar nur 4·55 Procent ausgemacht haben. Damit vergleiche man die obigen Verhältnißzahlen über den Besuch der Mittelschulen!

Indem ich eine Reihe anderer innerer Verhältnisse im Schülerstande der ungarischen Mittelschulen mit Stillschweigen übergehe, führe ich nur noch in Kürze die Ergebnisse der Reifeprüfungen am Ende des Schuljahres 1889/90 hier an. Es meldeten sich zur Maturitätsprüfung insgesammt 2308 Mittelschulabiturienten, von denen 1914 oder 82·9 Procent das Examen mit gutem Erfolge bestanden. Das ist unzweifelhaft ein günstiges Resultat. Von den Durchgefallenen wurden 241 Prüflinge (10·9 Procent) zur Correctur aus einzelnen Lehrgegenständen, 64 oder 2·8 Procent zur vollständigen Wiederholung der Prüfung zurückgewiesen; die Zahl der „Gefallenen" betrug demnach 394 Examinanden oder 17·1 Procent. Dieses Verhältniß war jedoch bei den Gymnasien und Realschulen keineswegs gleichmäßig; denn von 2082 erschienenen Gymnasialabiturienten bestanden 1716 oder 82·4 Procent die Prüfung und 366 oder 17·6 Procent fielen durch; bei den Realschulabiturienten erschienen 226 zur Prüfung,

welche 198 oder 87·6 Procent mit gutem Erfolge ablegten und nur 28 Prüflinge oder 12·4 Procent entsprachen den Anforderungen nicht.

In Bezug auf die Wahl der künftigen Lebensberufe dominiren unter den Gymnasialabiturienten nach wie vor die Theologen, die Juristen und die Mediciner; ihnen folgen die Oekonomen und in beachtenswerther Anzahl die Ingenieure; die Philosophen stehen erst an sechster Stelle. Bei den Realschulabiturienten kommen selbstverständlich zuerst die Techniker (Ingenieure, Architekten, Maschinenbauer); dann die Oekonomen. Interessant ist, daß im Jahre 1890 unter den Realschulabiturienten sich auch 1 Theologe, 12 Philosophen, 9 Juristen und 12 Mediciner befanden, somit 34 solche Realschulabiturienten, die auf Grund des ungarischen Mittelschulgesetzes vom Jahre 1883 durch eine nachträgliche Maturitätsprüfung aus Latein den Zutritt zu den Facultätsstudien erlangt hatten.

Das Lehrpersonale zählte 3031 Professoren und Lehrer, und zwar: 1657 ordentliche und 314 supplirende Professoren, 103 ordentliche Religionslehrer, 534 externe Religionslehrer, 231 Stundengeber und Turnlehrer und 192 Lehrer der außerordentlichen Lehrgegenstände. Von diesen Lehrkräften wirken 2444 an den Gymnasien und 587 an den Realschulen. Ein Diplom oder eine vom Gesetz anerkannte Lehrbefähigung, beziehungsweise einen von den confessionellen Oberbehörden ertheilten amtlichen Lehrauftrag besitzen 2711 Professoren und Lehrer, d. i. 89·4 Procent; und zwar an den Gymnasien 2149 oder 87·9 Procent, an den Realschulen 562 oder 95·9 Procent. Unter den ordentlichen Professoren waren mit Ausnahme von 14 sämmtliche mit einem Diplom oder mit einem Lehrbefähigungsatteste versehen. Probecandidaten gab es im ganzen Lande nur 38, ein Beweis, daß ein großer Theil der approbirten Lehramtscandidaten noch vor Ablauf des „praktischen" Vorbereitungsjahres eine Verwendung erhält, oder aber Erzieherstellen in Privathäusern annimmt.

Zum Schlusse geben wir noch einige Daten über die Einnahmen und Ausgaben, beziehungsweise über die Erhaltungskosten der ungarischen Mittelschulen. Darnach betrugen im Schuljahre 1889/90 die gesammten Einnahmen (und demgemäß auch die Ausgaben) 5,122.300 fl., wovon auf die Erhaltung der Gymnasien 4,090.600 fl., der Realschulen 1,031.700 fl. entfielen. Diese Einnahmen vertheilten sich in nachstehender Weise:

Eigentliche Staatsmittelschulen	2,049.700 fl.
Vom Minister geleitete Mittelschulen	1,750.700 „

Griechisch-orientalische Mittelschulen	70.000 fl.
Evangelische Mittelschulen, Augsburger Confession . .	479.600 „
„ „ Helvetischer „ . .	735.050 „
Unitarische Mittelschulen	37.200 „

Die Staatscasse steuerte zu diesen Erhaltungskosten nur 903.850 fl. bei; der Landesstudienfonds lieferte ein Erträgniß von 570.300 fl.; der Religionsfonds einen Beitrag von 29.200 fl., die Fonds der Lehrorden 403.600 fl.; die Aufnahmsgebühren und Schulgelder ergaben 732.600 fl. u. s. w.

Ueberblickt man den heutigen Zustand der ungarischen Mittelschulen, so zeigt derselbe uns im Großen und Ganzen das Bild einer zwar langsamen, oft nur stück- und stoßweisen Entwickelung, welche im Einzelnen sehr verschiedene Resultate liefert. Der Fortschritt ist unverkennbar; aber er erleidet häufige Unterbrechungen und Störungen, wodurch manch hoffnungsvoll aufgekeimte Saaten im Wachsthume gehemmt oder gar vernichtet werden.

Dem ungarischen Mittelschulwesen ist seit dreißig Jahren nicht die erforderliche Ruhe und Stetigkeit zutheil geworden, ohne welche sich keine fruchtbare Tradition, kein harmonisches Einleben und Zusammenwirken der Lehrenden und Lernenden zu entfalten vermag. Die wiederholten, einander rastlos folgenden Experimente mit Neuerungen verschiedener Art haben nur zu oft die besten Intentionen vereitelt und nicht jenen Opfern entsprochen, welche die Erhalter der Mittelschulen wie das Publicum überhaupt diesen Lehranstalten in anerkennenswerther Bereitwilligkeit dargebracht haben. Trotzdem leiden Ungarns Mittelschulen noch vielfach an der Unzulänglichkeit der materiellen Mittel zur erforderlichen Einrichtung und Ausstattung der Lehranstalten, sowie zur gerechten Entlohnung der Lehrkräfte, namentlich an den communalen und an den confessionellen Lehranstalten; ferner bereiten große Schwierigkeiten und Hindernisse des Fortschrittes die zu große Schülerzahl, die Verschiedenheit der Volkssprachen, die noch immer vielfach mangelhafte Ausstattung der einzelnen Lehranstalten mit den nöthigen Lehrbehelfen, der empfindliche Mangel einer pädagogisch-didaktischen Literatur, der geringe geistige Verkehr mit den Berufsgenossen in Oesterreich, Deutschland und in der Schweiz; endlich fehlen dem Lande auch ordentliche Einrichtungen zur kräftigen Förderung der Fortbildung des im Amte stehenden Lehrpersonals, sowie zur Schaffung einer gesunden öffentlichen Meinung in Schulfragen; desgleichen wirkt nachtheilig der Abgang jeder Fürsorge zur Anregung der edlen Ambition der Lehr-

kräfte, zur Anerkennung und Belohnung besonders eifriger Dienste in Schule und Wissenschaft. Von ungünstiger Einwirkung ist auch die noch immer geringe Achtung, welche der Lehrstand im Allgemeinen in der ungarischen Gesellschaft genießt.

Die leitenden Kreise der Unterrichtsverwaltung haben sicherlich zur Abstellung der vorhandenen Mängel und Gebrechen den besten Willen; mögen sie durch eine umsichtige Förderung gesunder und fruchtbringender Reformen das Mittelschulwesen Ungarns auf der Bahn des besonnenen, stetigen Fortschrittes erhalten, ohne es gefährlichen Schwankungen und unerprobten Neuerungen preiszugeben! Dabei darf insbesondere auch der innige Zusammenhang mit dem Bildungs- und Erziehungswesen unserer westlichen Nachbarn niemals außer Acht gelassen werden.

Der neunte deutsche Geographentag in Wien.

Von Albrecht Penck
Professor der Geographie an der Wiener Universität.

Die letzten Jahrzehnte haben in Deutschland die Vertreter einer großen Zahl verschiedener Wissenschaften zu Fachvereinen zusammengeführt. Zur deutschen geologischen Gesellschaft gesellten sich eine deutsche chemische Gesellschaft, eine deutsche botanische, eine anthropologische und kürzlich erst noch eine deutsche zoologische Gesellschaft. Auch unter den deutschen Geographen hat sich mehrfach die Bestrebung nach Gründung einer derartigen Vereinigung gezeigt. Nachdem bereits 1865 auf Grund eines Vorschlages von Otto Volger sich deutsche Vertreter der Erdkunde in Frankfurt am Main versammelt hatten, regte 1866 August Petermann die Bildung einer großen deutschen geographischen Gesellschaft zur Erforschung der Polarregionen an. Dies zu groß gedachte Unternehmen ließ sich nicht verwirklichen. Als später Afrika das bevorzugte Feld geographischer Forschung wurde, entstand 1873 eine deutsche afrikanische Gesellschaft, und der hervorragendste neuere deutsche Afrikareisende, der unvergeßliche Gustav Nachtigal, versuchte als Präsident der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin bald darauf (1879) von neuem eine deutsche geographische Gesellschaft ins Leben zu rufen. Aber wie zähe auch Nachtigal diesen Plan verfocht, wie zweckentsprechend seine Vorschläge auch heute noch erscheinen, so stießen dieselben doch auf unüberwindlichen Widerstand. Im Laufe der Jahre waren in Deutschland verschiedene geographische Gesellschaften entstanden, welche naturgemäßerweise in dem zu gründenden Gesammtvereine hätten aufgehen sollen. Es mag wohl im Interesse jener Einzelgesellschaften

gelegen gewesen sein, sich hiergegen zu sträuben, im Fachinteresse war dies gewiß nicht begründet, und nicht ohne Bedauern liest man heute noch Nachtigal's Darlegungen über die Ergebnißlosigkeit seiner Bemühungen, obwohl dieselben wenigstens nach einer Richtung hin von Erfolg gekrönt waren. Wie ängstlich auch die einzelnen geographischen Gesellschaften ihre Selbstständigkeit hüteten, so war doch unter den deutschen Geographen der Wunsch nach gegenseitiger Berührung ein zu lebhafter, als daß er sich hätte unterdrücken lassen. Gleichsam als Ersatz für die nicht zu Stande gekommene deutsche geographische Gesellschaft entstand der deutsche Geographentag. Zunächst geplant als eine freie Zusammenkunft von deutschen Vertretern und Freunden des Faches, hat derselbe im Laufe der Zeit eine festere Gestalt angenommen und, seit 1880 den Ort seiner Versammlung stetig wechselnd, hat er in den verschiedensten Gauen Deutschlands einen Stock von nahezu tausend ständigen Mitgliedern erlangt.

Von Anfang an hat der deutsche Geographentag in Oesterreich die lebendigsten Sympathien gefunden; alle seine Zusammenkünfte wurden von Oesterreichern besucht, und unter den Vortragenden wurden stets, gelegentlich sogar in stattlicher Zahl, Oesterreicher verzeichnet. Ist doch in Oesterreich das Bedürfniß nach einem Zusammenschlusse der in der deutschen Culturisphäre aufgewachsenen Fachgeographen untereinander dasselbe wie im Deutschen Reiche. Besuchten ständig Oesterreicher den deutschen Geographentag, so erwuchs für diesen die Pflicht, den Ort seiner Zusammenkunft auch gelegentlich nach Oesterreich zu verlegen, was auch mehrfach vorgeschlagen wurde. Bereits 1883 äußerte der Vertreter der Wiener geographischen Gesellschaft auf dem Geographentage zu Frankfurt am Main, der bekannte Asienreisende Kreitner, den Wunsch, daß einmal Wien die deutschen Geographen begrüßen könne. Auch im Schooße der Wiener geographischen Gesellschaft wurde derselbe Wunsch laut; schon den siebenten deutschen Geographentag wollte man für 1887 in Wien abhalten, aber diese Absicht scheiterte an der Befürchtung, es könnte inopportun erscheinen, einen deutschen Geographentag nach Wien zu laden. 1888 wurde die Idee wieder aufgeworfen, und sie gelangte endlich zum Siege, als in Eduard Sueß ein Mann mit weitem Gesichtspunkte an die Spitze der Wiener Gesellschaft trat. In jener denkwürdigen einzigen Sitzung, in welcher der eben genannte Gelehrte dem Ausschusse der Gesellschaft präsidirte, wurde von Professor Zehden, Kartenverleger Artaria und mir beantragt, den neunten deutschen Geographentag nach Wien zu laden.

Einstimmig wurde dieser Antrag zum Beschlusse erhoben. Aber unbegreiflicherweise unterließ man es, den in Berlin versammelten achten deutschen Geographentag officiell hiervon zu verständigen. Ich machte daher dort aus der Mitte der Versammlung heraus den Vorschlag, Wien zum nächsten Versammlungsorte zu wählen, und während dieser Vorschlag berathen wurde und nachdem aufgetauchte Bedenken größtentheils zerstreut worden waren, langte endlich die von einem anwesenden Functionär der Wiener geographischen Gesellschaft urgirte Einladung derselben telegraphisch an, welcher der für Wien mittlerweile gewonnene Geographentag nunmehr folgte.

In Wien selbst rief der Beschluß, den neunten deutschen Geographentag in der Donaumetropole abzuhalten, die lebhafteste Befriedigung hervor. Ist hier allerdings das Interesse des großen Publicums an geographischen Fragen ein geringeres, weil weniger gepflegtes als in den übrigen Weltstädten Europas, so ist doch in doppelter Beziehung Wien an der Spitze der gegenwärtigen geographischen Forschung. Dieselbe hat namentlich die allgemeinen Probleme aufgegriffen, letztere aber haben in den jüngst verstrichenen beiden Jahrzehnten an der Wiener Universität besondere Pflege gefunden. Hier lehrte Theodor v. Oppolzer und behandelte, von astronomischer Seite ausgehend, die schwierigsten Fragen nach den Bewegungsgesetzen der Himmelskörper; hier hat Eduard Sueß mit neuen Gesichtspunkten die Entwickelungsgeschichte unseres Erdkörpers erschlossen; hier wirkt Julius Hann, die klimatischen Verhältnisse der Erdoberfläche mit unermüdlichem Fleiße und eigener Behandlungsweise ermittelnd. Es ist der alte Ruhm der Wiener Universität, ein Mittelpunkt auf dem Gebiete der Forschungen über „Himmel und Erde“ zu sein, neu belebt, und für uns jüngere Kräfte liegen die nachstrebenswerthen Vorbilder nicht blos in dunkler Vergangenheit, sondern sie leben unter uns und fördern uns freundschaftlicher Weise. Entfernt vom Meere gelegen, als Hauptstadt eines Reiches, das sich nie aus Mitteleuropa heraus erstreckte, ist Wien allerdings nie der Ausgangspunkt großer Bewegungen auf dem Gebiete der extensiven geographischen Forschungsreisen gewesen; aber der frühe Contact mit den Ländern des Südosten hat für österreichische Forscher seit fast vier Jahrhunderten in den angrenzenden Ländern der Balkanhalbinsel ein natürliches Feld für intensive Forschung geschaffen; namentlich aber ist das in Kriegen im cultivirten Westen und uncultivirten Osten geschulte österreichische Herr zu einem natürlichen Vertreter der Fortschritte des Westens im südöstlichen Europa geworden;

seit zwei Jahrhunderten arbeitet die österreichische Armee an der Vermessung des eigenen Landes, und auf dem Gebiete des Kartenwesens steht die Monarchie heute gewiß an erster Stelle unter den Staaten Europas.

Ein glücklicher Zufall wollte, daß die beiden maßgebenden Factoren auf geographischem Gebiete in Wien das Jahr 1891 als ein denkwürdiges zu bezeichnen haben. Die Universität könnte das fünfhundertjährige Jubiläum der Geographie als Lehrgegenstand feiern, die militär-geographischen Kreise können stolz auf die eben erfolgte Vollendung der neuen Specialkarte 1 : 75.000 von Oesterreich-Ungarn sammt Bosnien blicken. So waren denn die Auspicien für die Abhaltung des neunten deutschen Geographentages in Wien die denkbar günstigsten, und doch bedurfte es längerer Verhandlungen, bis der mühsam nach Wien bugsirten Versammlung hier der Hafen gesichert war. Die ständige Leitung, der Centralausschuß des deutschen Geographentages, nahm alle Angelegenheiten selbst in die Hand, welche den wissenschaftlichen Charakter der Zusammenkunft bestimmen, namentlich die Feststellung der Tagesordnung. Er setzte ferner einen ihm von der geographischen Gesellschaft vorgeschlagenen Ortsausschuß ein, nachdem auf seinen Wunsch die Wiener Fachvertreter der Geographie in demselben, im Präsidium und an leitender Stelle Vertretung gefunden hatten. Dieser Ortsausschuß hatte die Versammlung in Wien vorzubereiten, welche Arbeiten mit Eifer im October 1890 begonnen wurden.

Es gelang, Seine Excellenz den Cultus- und Unterrichtsminister Freiherrn v. Gautsch zur Uebernahme des Ehrenpräsidiums, zahlreiche hochgestellte Beamte und Vertreter des Adels als Ehrengäste zu gewinnen; es wurden zur Bedeckung der Kosten der Tagung Subventionen seitens des Handels- und Reichsfinanzministeriums und einiger Private erwirkt, während das Cultusministerium und die k. k. geographische Gesellschaft für ein eventuelles Deficit bis zu gewisser Höhe aufzukommen sich bereit erklärten. Die Vertreter der Geographie an der Universität erlangten die Festsäle der Universität für die Tagung und eine damit verbundene Ausstellung, deren Anordnung ihnen, zwei Militärgeographen und zwei Buchhändlern, übertragen wurde. Die Arbeit ging rasch von Statten; Ende März 1891 konnte mit Bestimmtheit vorausgesehen werden, daß die Tagung in Wien gelingen werde, und freudige Zuversicht bemächtigte sich Derer, die seit Jahren derselben vorgearbeitet hatten und seit Monaten für dieselbe ausschließlich thätig gewesen waren.

Die Geographie erfreut sich unstreitig unter allen erdkundlichen Disciplinen der größten Popularität. Umfaßt doch sie die Kunde von fernen Ländern, schildert sie doch ebenso die Ueppigkeit Indiens wie die starre Natur der Polargebiete, und wird doch ihr Wissensgebiet ausgedehnt durch kühne Forschungsreisen, deren Abenteuer in Spannung versetzen. Jede größere geographische Expedition findet die volle Sympathie weitester Kreise und erregt nicht selten hohe Opferwilligkeit des Publicums. Tausende von Gulden wurden in Oesterreich binnen kurzem für Afrika-Expeditionen zusammengebracht. Was aber auf der einen Seite ein großer Vortheil ist, erweist sich auf der anderen vielfach als schädlich. Gerade ihre Popularität hat dem wissenschaftlichen Ansehen der Geographie vielfach Einbuße bereitet. Glaubt sich doch fast ein Jeder, der ein fernes Land gesehen hat, berufen, über dasselbe reden und schreiben zu müssen, und halten sich doch Viele deswegen, weil sie irgend ein geographisches Reisewerk gelesen haben, für berechtigt, in geographischen Dingen ein wichtiges Wort mitzureden. Unter solchen Umständen kann nicht oft und nicht eindringlich genug betont werden, daß die Geographie neben der extensiven Erweiterung ihres Wissensbereiches auch einer intensiven Vertiefung ihrer Methoden und Forschungen bedarf.

In den herzlichen Worten, mit welchen Freiherr v. Gautsch als Ehrenpräsident am 1. April 1891 den neunten deutschen Geographentag eröffnete, wies der österreichische Cultusminister auf diese Doppelgesichtigkeit der Geographie hin, dabei kurz streifend, daß gerade in Wien die wissenschaftliche Erdkunde seit Jahrhunderten eingehende Pflege erfahren habe. Auch in Berlin ward 1889 der Geographentag mit einer Ansprache des Cultusministers eröffnet; eingehend und eindringlich verbreitete sich Se. Excellenz v. Goßler über die neueren Bewegungen auf dem Felde der wissenschaftlichen Geographie, ein jedes seiner Worte zeugte von Beherrschung des Stoffes und voller Kenntniß selbst von Einzelheiten; was er sprach, hatte den Beifall der überwiegenden Mehrzahl der Fachgeographen und hätte von letzteren kaum besser formulirt werden können. Aber indem der Minister selbst öffentlich Stellung zu Bewegungen innerhalb der Fachleute nahm, wurde er selbst Parteimann. Freiherr v. Gautsch verließ in seinen Begrüßungsworten nicht die Stellung über den Parteien, und indem er die Besucher aufforderte, in ihre Arbeit einzutreten, bezeichnete er doch mit aller wünschenswerthen Präcision die Aufgaben des Geographentages.

In der That bestehen dieselben in Arbeit. Soll doch der Geographentag eine Versammlung von Fachleuten sein, welche der intensiven Pflege der großen Wissenschaft leben. Nicht ohne Absicht war daher in die Eröffnungssitzung die Behandlung allgemeiner Fragen verlegt, welche Fragen allen Geographen von Fach äußerst wichtig sind, mögen sie weiteren Kreisen besonderes Interesse einflößen oder nicht. Der Director der deutschen Seewarte, der geheime Admiralitätsrath v. Neumayer, erstattete zunächst den Bericht über den neuesten Stand der erdmagnetischen Forschung. Solche Berichte werden durch Neumayer seit Jahren dem deutschen Geographentag erstattet, sie sind ein wesentliches Glied von dessen Verhandlungen geworden, und Neumayer versteht es, denselben immer neue Seiten abzugewinnen. Freilich werden auf dem Gebiete des Erdmagnetismus auch von Jahr zu Jahr neue Entdeckungen gemacht. Für nautische Zwecke ist es nöthig, all den Veränderungen in der Intensität und Richtung der erdmagnetischen Kraft, welche die Mißweisung des Compasses bedingen, nachzuspüren. Alle seefahrenden Nationen betheiligen sich an diesen der Nothwendigkeit erwachsenden Untersuchungen. Vielsprachig und weit verstreut sind die einschlägigen Veröffentlichungen, sie bedürfen einer Sammelstelle. Neumayer ist der belebende Mittelpunkt für alle diese Studien, bei ihm laufen die Berichte ebenso aus Sibirien wie aus Südaustralien zusammen, er bezeichnet die Stellen, wo Theorie und Praxis sich nicht decken, wo die Beobachtung von der Berechnung der Elemente abweicht, und konnte auch diesmal dem Geographentage von neuentdeckten Ausnahmsgebieten berichten. Selbstverständlich aber kann man erst dann, wenn an den verschiedensten Stellen der Erde nach gleicher Methode und mit gleichen Maßen gemessen wird, zu genauen Folgerungen gelangen; es schloß daher Neumayer mit dem berechtigten Wunsche nach einer Unification der Instrumente.

Mir selbst fiel in der Eröffnungssitzung zu, die allgemeinen Eigenschaften der Landoberfläche zu besprechen. So zahlreich auch die für militärische Zwecke gefertigten Terrainlehren sind, wie oft auch in geographischen Lehr- und Handbüchern von der Erdoberfläche die Rede ist, so zerstreut sind doch Bemerkungen über deren allgemeine Eigenschaften. Als die Haupteigenthümlichkeit der Landoberfläche wurde von mir die allgemein bekannte Thatsache hingestellt, daß dieselbe Abdachungen bildet, während überhängende Formen eine große Seltenheit sind. Die Abdachungen sind entweder fortlaufende, gleichsinnige, so daß man auf ihnen immer bergab meist bis zum Meere gelangen

kann, oder sie sind ungleichsinnige, d. h. gestatten nicht, von einem Punkte ausschließlich bergab zu wandern. Die gleichsinnigen Abdachungen böschen dachförmige Erhebungen ab, die ungleichsinnigen schließen wannenförmige Vertiefungen ein. So ergeben sich drei Hauptformengruppen der Landoberfläche; die seltenen überhängenden Formen über den Höhlungen, die eigentlichen Abdachungen und die Wannen. Eine jede dieser Formengruppen besitzt eine eigene Entstehung: wo rinnendes Wasser auf der Erde wirkt, entstehen Abdachungen; wo dasselbe fehlt, bilden sich Wannen; Höhlungen führen sich auf verschiedene Ursache zurück. Wird durch einen Klimawechsel eine Wannenregion in den Bereich des rinnenden Wassers gebracht, so wird sie mit Wasser erfüllt und wird zum See. Die großen Binnenwasserflächen der Erde erscheinen daher als Zeugen eines Klimawechsels.

Die hier angedeuteten Ausführungen schließen sich eng an die Ergebnisse englischer und amerikanischer Forscher an, denen zufolge die Landoberfläche als das Werk der auf ihr wirkenden Kräfte betrachtet wird, während man früher geneigt war, die Landoberfläche als ein Stück aufgetauchten Meeresgrundes zu betrachten und für deren Entstehung die Thätigkeit von Meeresströmungen für unerläßlich hielt. Nun sind es zwei Gruppen von Kräften, welche die Landoberfläche ausgestalten, nämlich endogene und exogene. Die ersteren haben ihren Sitz im Erdinnern, und sie sind es nach der Anschauung der Plutonisten ausschließlich, welche die Formen der Landoberfläche bilden. Die exogenen Ursachen spielen auf der Landoberfläche selbst, und es zeigt sich, daß sie die eigentlichen Gestaltner sind, während die endogenen Kräfte gleichsam das auszugestaltende Material in seine Position bringen. Unter solchen Verhältnissen wird die Landoberfläche zum Vorwurfe eigener genetischer Studien, welche als surface geology in Amerika längst erfolgreich betrieben werden, während sie in Deutschland, namentlich aber in Oesterreich so gut wie unbeachtet sind.

Den dritten Vortrag während der Eröffnungssitzung hielt der um die österreichische Gradmessung hochverdiente Oberstlieutenant Robert v. Sterneck, und zwar behandelte derselbe die Schwerestörungen. Für jedwelche Landesvermessung spielt die Richtung der Schwerkraft, welche durch das Loth angezeigt wird, eine ganz hervorragende Rolle; denn stimmt jene Richtung nicht genau mit der überein, welche das Loth unter dem Einflusse der Anziehnng der im Erdmittelpunkte concentrirt gedachten Erdmasse und der Fliehkraft annimmt, so ergeben sich Unterschiede zwischen der astronomischen und der geodätischen Orts-

bestimmung, d. h. es fallen die Entfernungen der Oerter voneinander nach astronomischen Bestimmungen anders aus als nach directen Messungen. Derartige Differenzen nennt man Lothstörungen, da die astronomischen Ortsbestimmungen sammt und sonders mit Hülfe des Lothes gemacht werden. Solche Störungen können allgemeiner oder örtlicher Art sein. Am Saume der Continentalmassen wird z. B. die Lothrichtung nicht blos durch die beiden oben erwähnten Elemente bestimmt, sondern auch durch die Anziehung der Continente selbst, man hat es hier mit allgemeinen Lothstörungen zu thun; irgend ein isolirter Berg bedingt eine örtliche Störung. Seit Anfang unseres Jahrhunderts hat man solchen Lothstörungen nachgespürt und dieselben an den verschiedensten Orten auch durch combinirte astronomische und geodätische Operationen, also sehr verwickelte Messungen, nachgewiesen. Oberstlieutenant v. Sterneck gebührt das Verdienst, ein kürzeres Verfahren eingebürgert zu haben. Am Orte einer Schwerestörung ist nämlich nicht blos die Richtung, sondern auch die Größe der Schwerkraft beeinflußt, es ist nicht blos die Richtung, sondern auch die Schnelligkeit der Fallbewegung der Körper, sohin auch die Schnelligkeit der Pendelschwingung beeinflußt. Längst hat man zwar schon Schwerestörungen mittels des Pendels nachzuweisen getrachtet, aber auch dies erwies sich als eine äußerst zeitraubende, verwickelte Operation, welche vielfachen Störungen unterworfen war. Sterneck half dem ab, indem er ein handliches Pendel construirte, welches viel rascher schwingt als die früher verwendeten Secundenpendel, aber gleichwohl gestattet, die Schwingungsdauer äußerst genau zu bestimmen, und darauf kommt es an. Mit diesem Apparate durchwanderte v. Sterneck die Alpen und Böhmen, also zwei ganz verschiedenartige Schollen der Erdkruste. Ihm ist der Nachweis zu danken, daß in den Alpen die Schwerkraft kleiner ist, als sie der Rechnung nach sein sollte, und er entdeckte auch, daß in Böhmen die Schwerkraft stärkere Variationen aufweist, als die Rechnung ergiebt. Nach seinen Darlegungen ist sie in den einst vom Meere bedeckt gewesenen Theilen Böhmens ebenso wie über den heutigen Meeresräumen zu groß, in den festländisch gewesenen Theilen ebenso wie auf den heutigen Continenten zu klein. Unter solchen Verhältnissen wird das Pendel zu einem wichtigen Apparate zur Bestimmung der Dichtigkeit der die Erdkruste zusammensetzenden Massen, es wird gleichsam zu einem geologischen Werkzeuge.

Form und Dichte der Erdkruste, sowie der Magnetismus des Erdganzen waren in der Eröffnungssitzung des neunten deutschen

Geographentages besprochen worden, es war gezeigt worden, wie man im Deutschen Reich und in Oesterreich an der Ausbildung der verschiedenen einzelnen Richtungen der allgemeinen Erdkunde arbeitet. Die Nachmittagssitzung des 1. April brachte die Behandlung zweier Fragen aus dem Gebiete der besonderen Erdkunde. Karl Diener, Privatdocent an der Universität Wien, besprach die Grenze der Westalpen, Baron E. v. Toll aus St. Petersburg einige auf die Eisbildungen bezüglichen Beobachtungen seiner Reise nach den neusibirischen Inseln. Beide Redner legten die Ergebnisse eigener Untersuchungen vor. Diener hat in den letzten Jahren die Alpen eifrig durchwandert, um deren innere Structur aufzuhellen. Er fand, wie namentlich schon von Mojsisovics gezeigt hat, den Bau der westlichen und östlichen Gebirgshälfte verschieden und ermittelte die Stelle, wo beide Hälften gleichsam miteinander verschweißt sind. Die Structurgrenze von Ost- und Westalpen ist nach seinen Darlegungen eine scharfe Linie zwischen Boden- und Como-See, während in der Physiognomie des Gebirges hier eine breite Uebergangszone zwischen beiden Hälften vorhanden ist. Baron v. Toll besprach den Eisboden Sibiriens, den er Steineis zu nennen vorschlug, gewiß mit Recht, denn in Sibirien ist nicht blos der Boden bis zu namhafter Tiefe gefroren, sondern es betheiligen sich auch hier ganze Eismassen am Aufbau der Erdkruste. Dies Eis ist zum Theile fluviatilen Ursprungs, vielfach blos gefrorenes Quellwasser, während anderes Steineis nach Toll's Darlegungen als Gletschereis der Vorzeit angesehen werden muß. Toll selbst besuchte eine solche Eisablagerung auf den neusibirischen Inseln, eine andere wurde durch Dall aus Alaska beschrieben, und es kann heute ausgesprochen werden, daß die große Eiszeit nicht blos in weiter Verbreitung in Nordeuropa und Nordamerika ihre Moränen, sondern auch hie und da, im Bereiche sehr niederer Temperaturen, ihr Gletschereis hinterlassen hat. Daß nämlich die Eismassen der neusibirischen Inseln gleich jenen der Eschholzbai in Alaska der Diluvialperiode entstammen, erhellt daraus, daß sich über ihnen Mammuthreste finden.

Im Anschlusse an diese beiden Vorträge kam der Bericht einer der ständigen Commissionen des Geographentages, nämlich der für wissenschaftliche Landeskunde Deutschlands, zur Verlesung. Die genannte Commission wurde schon auf dem zweiten deutschen Geographentage in zielbewußter Weise ins Leben gerufen, um eine anhaltende Pflege der deutschen Landes- und Volkskunde angedeihen zu lassen. Nur zu leicht nämlich vergißt man, daß dem Geographen nicht nur

die Pflege der Kenntniß ferner Länder zukommt, sondern namentlich auch die der Heimath. Dies ist sachlich seine nächstliegende Aufgabe, die Heimath dient bei jeder landeskundlichen Schilderung als Vergleichsmaßstab für die Fremde, die Heimath ist die Schule der Beobachtung für jüngere Kräfte, sie ist also gleichsam die Basis für die einer trigonometrischen Messung vergleichbaren Erschließung der Ferne. Freilich giebt es in der Heimath nur noch selten Lorberen auf geographischem Gebiete zu holen, und es ist unmöglich, bei ihrer Schilderung mit geistreichen Aperçus oder einem bloßen Geflunker über den Mangel an Thatsachen bei Beobachtung oder Kenntniß hinwegzutäuschen. Sehr richtig war es daher, daß der Geographentag von vornherein die Pflege der Landeskunde in sein Programm aufnahm. Die von ihm zu diesem Behufe eingesetzte Commission hat bereits fünf Bände Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde herausgegeben, sie veröffentlicht überdies Handbücher zur Förderung der gleichen Kunde und schuf eine Anleitung zur deutschen Landes- und Volksforschung. Ihre Organisation hat sich über alle Länder deutscher Zunge ausgedehnt, und da in Oesterreich keine der bestehenden Körperschaften trotz mehrmals ausgesprochener Anregung der entsprechenden Aufgabe sich hat annehmen wollen, so ist die deutsche Commission auch der Mittelpunkt für die Pflege der Landeskunde der deutschen Länder Oesterreichs geworden, wo ihre Aufgaben durch die Fachgeographen an den Hochschulen sympathische Förderung erfahren.

Diese Centralcommission nun beschränkte sich gelegentlich der letzten Versammlung des Geographentages nicht blos darauf, wie gewöhnlich ihren Bericht zu erstatten, sondern sie ging weiter und regte die Gründung eines Vereines für deutsche Landes- und Volkskunde an. Ueber diesen Vorschlag haben in der Commission reifliche Ueberlegungen stattgefunden. Es ist wohl erwogen worden, daß an Vereinen wahrlich kein Mangel mehr ist; es wurde aber auch betont, daß in Oesterreich etwa 20.000, im Deutschen Reiche etwa 40.000 Mitglieder touristischer Vereine gezählt werden. Diese Ziffern lassen erkennen, daß die Pflege der Kunde vom heimathlichen Lande gewiß auf Sympathien unter der Bevölkerung rechnen darf. Hat doch der größte touristische Verein, nämlich der deutsche und österreichische Alpenverein, auch die wissenschaftliche Erschließung seines Wandergebietes erfolgreich unter seine Aufgaben aufgenommen, und es ist gewiß anzunehmen, daß unter den vielen Tausenden, welche in der Durchwanderung des heimischen Landes Genuß und Freude finden, Hunderte vorhanden sind,

welche sich einem Vereine für deutsche Landes- und Volkskunde anschließen werden. Natürlich muß sich letzterer auf breiteste Basis stellen, seine Veröffentlichungen müssen das Band sein, welches seine Mitglieder umschlingt. Der von der Centralcommission in dieser Richtung gemachte Vorschlag fand allen Beifall, und es wurde ihr selbst überlassen, die geeigneten Schritte zur Verwirklichung des geplanten Vereines zu treffen.

Die ganze Erde als Forschungsfeld umspannend, verfügt die Geographie stets über eine fast unübersehbare Fülle von anregenden, erörterungswerthen Fragen, an deren Zahl und Mannigfaltigkeit geographische Congresse leicht scheitern können, denn nicht die Menge der zu besprechenden Probleme, sondern die Gründlichkeit der Erörterung bezeichnet das Wesen wissenschaftlicher Verhandlung. Es ist daher eine glückliche Satzung des deutschen Geographentages, daß derselbe seine Verhandlungen auf einige wenige Fragen beschränken soll. Der Centralausschuß bestimmte für die Wiener Tagung als solche Fragen den gegenwärtigen Stand der Geographie der Balkanhalbinsel und die Erforschung der Binnenseen. Beide Fragen haben für Wien besonderes Interesse. Allgemein wird ja empfunden, daß der europäische Orient das natürliche Forschungsfeld österreichischer Geographen ist, und nicht weniger allgemein wird anerkannt, daß gerade die Erforschung der Binnengewässer in ganz Mitteleuropa noch sehr im Argen liegt. In einem Vortrage (vgl. Oesterr.-Ungar. Revue, VIII. Bd., S. 175) habe ich seinerzeit beide Fragen als die Leitmotive für eine wissenschaftliche Thätigkeit der Wiener geographischen Gesellschaft bezeichnet; der deutsche Geographentag hat die von mir aufgeworfenen Fragen ergriffen, und seine Verhandlungen haben gezeigt, daß Wien in der That der Boden für deren Erörterung ist.

Erweckte der erste Verhandlungstag durch die Allgemeinheit der besprochenen Gegenstände ein allgemeines, akademisches Interesse, so fesselte der zweite durch den acuten Fall, der ihm vorlag. Die namhaftesten der österreichischen Orientforscher berichteten von den Ergebnissen ihrer Untersuchungen; und dies war anziehend genug für die auf der Balkanhalbinsel selbst lebenden Forscher, um, theilweise einer persönlich an sie durch Toula ergangenen Einladung folgend, an den Verhandlungen des deutschen Geographentages theilzunehmen. Lahovary und Draghicenu aus Bukarest und Zlatarski aus Sofia waren eigens gekommen.

Die hervorragende Rolle, welche Oesterreich-Ungarn in der wissenschaftlichen Erforschung der Balkanländer spielt und das hohe Interesse,

welches die Monarchie an der Entwickelung der unteren Donauländer besitzt, erheischen eine besonders eingehende Würdigung dieser Verhandlungen. Dieselbe wird durch Professor Constantin Jireček erfolgen, und ich kann mich daher hier darauf beschränken, nur die wesentlichsten Momente hervorzuheben. Die Tagesordnung zeigte einen organischen Aufbau. Oberstlieutenant Heinrich Hartl besprach den gegenwärtigen Stand der Landesvermessungen in Südosteuropa, wozu gerade Hartl wie kein Zweiter berufen ist, gehört er doch zu jenen österreichisch-ungarischen Officieren, welche Anfang der Siebenzigerjahre zahlreiche Ortsbestimmungen auf der Balkanhalbinsel ausführten, und ist er doch eben damit beschäftigt, die Landesvermessung Griechenlands im Auftrage der dortigen Regierung nach österreichisch-ungarischem Muster einzurichten. Dem ersten der Balkangeologen, dem unermüdlichen Professor der k. k. technischen Hochschule in Wien Franz Toula, war die Aufgabe zugefallen, über die Geologie Südosteuropas zu sprechen, auch Toula's Vortrag ließ erkennen, wieviel österreichische Forscher schon zur Erforschung des Aufbaues der Erdrinde in jenen Ländern geleistet haben; wie wenig auch er gleichwie Hartl von seinen eigenen Leistungen sprach, so sehr empfanden doch die Hörer die autoritative Bedeutung seiner Darlegungen, und als er es als Ehrenpflicht Oesterreichs bezeichnete, die Forschungen im Südosten fortzusetzen, da erhob sich lauter, begeisterter Beifall. Wilhelm Tomaschek beleuchtete die Bevölkerungsverhältnisse der Balkanhalbinsel, welche Aufgabe sonst nur zu leicht durch politische Aspirationen in ihrer Lösung gehemmt wird. Daß Tomaschek's lichtvolle Ausführungen den festen Boden des Thatsächlichen und historisch zuverläßlich Uebermittelten nicht verlassen und sich streng auf linguistische Gründe stützen würden, war vorauszusehen; mit überzeugender Klarheit wies der Vertreter der historischen Geographie an der Wiener Universität die Völkerschichtung auf der Balkanhalbinsel nach; daß dabei Denjenigen kein Gefallen gethan werden konnte, welche die Makedonier durchaus zu Serben machen wollen, liegt auf der Hand. Wohlthuend wie Tomaschek's Ausführungen wirkte aber auch das Gefühl, daß man nun endlich einmal in Wien eine für Oesterreich geradezu brennende Frage sachlich erörtern hörte; konnte es doch eine Zeit lang scheinen, als ob Wien in der Makedonierfrage gleichsam der Mittelpunkt von Bestrebungen geworden sei, die den österreichischen durchaus entgegenlaufen. Wie erfolgreich Oesterreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel zu wirken versteht, das zeigte der vierte Vortrag des Vormittags.

Glücklich in der Form und eindringlich sachlich sprach der Regierungsrath Müller des gemeinsamen Finanzministeriums über die naturwissenschaftliche Erforschung von Bosnien und der Herzegowina. Die Arbeit eines guten Jahrzehntes kam zur Sprache, und man meinte von den Leistungen eines Jahrhunderts zu hören. Man vergleiche nur den heutigen Stand unserer Kenntniß von Bosnien-Herzegowina mit jenem Serbiens, um zu erkennen, was die Occupation geleistet hat. Das Land ist vollständig kartirt, Serbien nicht; seine geologischen Verhältnisse sind übersichtlich bekannt, während die Serbiens nur in rohesten Umrissen erforscht sind. Man hat im Gebiete der Bosna und Narenta zahlreiche meteorologische Stationen, an der Morava fehlen dieselben. Bosnien ist heute das einzige Land der Balkanhalbinsel, das in wissenschaftlicher Hinsicht zum Occidente gehört. Müssen doch in allen anderen Ländern Ausländer mit ausländischen Mitteln an der Erforschung arbeiten. Davon zeugte ein Vortrag von Dr. Philippson aus Berlin, welcher über seine auf Kosten der Karl Ritter-Stiftung ausgeführten Forschungen auf dem Peloponnese berichtete; dies hätte weiter ein Vortrag von Professor Goetz aus München über seine Reisen im südlichen Serbien gelehrt, wenn nicht Goetz in Anbetracht der vorgerückten Zeit auf das Wort verzichtet hätte.

Die Berathung der Seenfrage gestaltete sich am Vormittage des dritten Verhandlungstages des 3. April kaum minder interessant, wie die über die Balkanhalbinsel am zweiten. Professor Richter berichtete über seine Forschungen im Wörthersee. Was Simony längst für die Seen des Salzkammergutes mit recht primitiven Hülfsmitteln nachgewiesen, aber leider nie veröffentlicht hat, das hat der Grazer Geograph, ausgerüstet mit allen Errungenschaften der modernen Tiefseeforschung, für den größten See Kärntens geleistet. Er senkte ein Negretti-Zambra'sches Umkehrthermometer in den See und maß die Temperatur in jeder beliebigen Tiefe; das so gewonnene reiche Beobachtungsmaterial läßt deutlich erkennen, wie langsam die Sommerwärme sich im Wasserkörper fortsetzt. Mit Spannung sehen wir den Veröffentlichungen des trefflichen Forschers entgegen, welcher aufs neue erwies, daß historische Ausbildung dem Geographen die Naturforschung nicht verschließt. Auch Graf Eberhard Zeppelin bekundete durch seine lichtvollen Auseinandersetzungen über die Erforschung des Bodensees eine ähnliche Thatsache. Früher als Diplomat thätig und als solcher in Wien keineswegs unbekannt, hat er sich seit Jahren erfolgreich um die Erforschung des heimathlichen schwäbischen Meeres bemüht. Die vom Vereine für Geschichte des

Bodensees angeregte internationale Auslothung desselben führt sich mit auf seine Initiative zurück, und er selbst wirkt nunmehr als der Präsident der internationalen Commission zur naturwissenschaftlichen Erforschung des großen Sees. Seine Darlegungen ließen erkennen, mit welcher Umsicht und Sorgfalt letztere Commission arbeitet, und einige der mitgetheilten Ergebnisse lehrten, daß dies nicht erfolglos geschieht. Die Ausführungen von Richter und Graf Zeppelin regten den Altmeister Simony an, selbst das Wort zu ergreifen, um in der Discussion einige seiner Erfahrungen bekannt zu geben. Die beiden weiteren Vorträge über die Seenfrage betrafen eine Specialität, sie wurden gehalten von zwei Forschern, die auf diesem Gebiete seit einigen Jahren in rühmlichem Wetteifer begriffen sind und trotz Verschiedenheit der Arbeitsmethode und Vorbildung zu bemerkenswerth übereinstimmenden Ergebnissen gelangten, nämlich von Eduard Brückner, dem bekannten Berner Geographen, und Robert Sieger, einem Wiener. Beide gehören zu der jüngsten Schule der Geographen, sah ich doch selbst, obwohl nur seit neun Jahren lehrend, sie unter meinen Schülern; beide haben sich rasch einen Namen gemacht, und Brückner ist Autorität geworden auf dem Gebiete, über welches er in glänzender Weise sprach, nämlich über Schwankungen des Klimas und die damit verbundenen Schwankungen im Wasserstande der Seen und Meere. In feuchten Jahren schwellen Flüsse und Seen an, ebenso Binnenmeere und der Ocean in der Nähe der Flußmündungen. Dementsprechend zeigt die Uferlinie Verschiebungen. Als derartige Verschiebungen wollte Eduard Sueß die Veränderungen in der Strandlinie des nördlichen Schweden deuten, welche bislang als Zeugen „säcularer Hebungen" des Landes angesehen wurden. Brückner führte in überzeugender Rede aus, daß diese Deutung nicht stichhaltig ist, und zu gleichem Ergebnisse gelangte Sieger, indem er, allerdings etwas umständlich, auseinandersetzte, daß die Seen Skandinaviens nach demselben Rhythmus schwanken wie die meisten Binnenseen der Erde und die Binnenmeere, mit Ausnahme des bottnischen. Es kann nach diesen Darlegungen kein Zweifel darüber herrschen, daß die von Sueß gegebene Deutung der Strandlinienveränderung des bottnischen Golfes eine irrige ist. Der Spiegel desselben schwankt zwar auch, aber der Rhythmus der Schwankungen wird dadurch verschleiert, daß das Land allmählich den Fluthen entsteigt. Es ist aber keine continentale Hebung, um die es sich handelt, sondern es ist lediglich ein elliptisches Stück Landes, welches beulenförmig anschwillt, indem es, wie ich in

der Discussion bemerkte, gleich anderen Strecken der Erdkruste verbogen wird.

Zwischen die anregenden Vormittagssitzungen, welche die Balkan- und Seenfrage behandelten, schaltete sich eine Nachmittagssitzung am 2. April ein, welche einer satzungsmäßigen Aufgabe des Geographentages gewidmet war, nämlich schulgeographischen Fragen. Es ist bei Gründung des Geographentages von vornherein ins Auge gefaßt worden, die Lehrerschaft zu den Verhandlungen herbeizuziehen, indem man letztere stets auch auf Erörterungen über den geographischen Unterricht ausdehnte. Hierüber läßt sich in der That viel sagen, ist doch die Geographie als Lehrgegenstand an den Mittelschulen nicht alt genug, um bereits auf eine allseitig als erprobt anerkannte Methode blicken zu können. Inwieweit die concentrische, von der Heimath ausgehende Unterrichtsmethode zu befürworten ist, inwieweit das Kartenzeichnen in der Schule zu betreiben ist, ob mehr Gewicht auf den Atlas oder auf die Wandkarte zu legen ist, das alles ist aus pädagogischen Gründen gewiß zu erwägen, ohne daß dabei die Geographie als solche eine besondere Förderung oder Benachtheiligung erfährt; es müßte denn sein, daß die jeweilig befolgte Unterrichtsmethode ihr Fremde zuführt oder nicht. Die Erörterung solcher schulgeographischer Fragen beschränkte sich gelegentlich des letzten Geographentages auf eine, nämlich die geographischen Anschauungsmittel. Friedrich Umlauft, der rührige Geograph am städtischen Gymnasium des sechsten Bezirkes zu Wien, sprach über das geographische Schulcabinet, wie er ein solches selbst ins Leben gerufen hat. Professor Klar aus Sternberg in Mähren empfahl den Gebrauch von Reliefs beim Unterrichte, Fachlehrer Poruba in Wien das Skioptikon, eine Art Laterna magica. Eine lebhafte Discussion knüpfte sich an diese Vorträge, eine Beschlußfassung über die vorgeschlagenen Resolutionen unterblieb aber, indem die Versammlung einsah, daß es unthunlich sei, die Erfahrungen Einzelner in Beschlüsse zu formuliren, über welche Viele mitstimmen, denen die eigene Erfahrung mangelt.

Die Schlußsitzung des Geographentages am Nachmittage des 3. April brachte noch zwei interessante Vorträge. Dr. Oberhummer, Privatdocent an der Münchener Universität, legte nachdrücklich Gewicht darauf, daß die historische Geographie eine der physikalischen völlig gleichwerthe Disciplin sei und ebensowenig der historischen Forschungsmethode entrathen könnte, wie die physikalische Geographie der naturwissenschaftlichen. Für den Einzelnen sei fast unmöglich, beide Methoden

zu beherrschen; es sei daher nothwendig, die Geographie in zwei genau gesonderte Disciplinen zu trennen. Diese Ausführungen blieben nicht ohne Widerspruch. Es wurde die Einheitlichkeit des Gegenstandes der Geographie betont, welche man nicht aus rein methodischen, also äußerlichen Gründen zerreißen solle. Muß in der That wohl auch zugestanden werden, daß der enorme Umfang des geographischen Forschungs- und Wissensgebietes heute kaum noch die Beherrschung seitens eines Einzelnen zuläßt, so ist andererseits nicht möglich, die einzelnen Wissenschaften genau in dem Umfange zu umgrenzen, wie er der geistigen Capacität des Einzelnen entspricht. Die fortschreitende Entwickelung jeder Disciplin bringt mit sich, daß man in ihr die verschiedensten Methoden verwendet; der Botaniker muß bei pflanzenphysiologischen Studien Physik, Chemie und Botanik beherrschen, während er als Systematiker in der Geschichte seiner eigenen Wissenschaft bewandert sein muß. Ebenso verhält es sich mit der Geographie. Die Durchbildung, welche sie im Laufe der Jahrhunderte erfahren, hat zur Folge, daß sie heute die verschiedensten Methoden verwendet. Hat sich von ihr auch schon eine ganze Zahl von Sonderdisciplinen losgelöst, so ist sie doch die Mitte geblieben, von welcher diese Disciplinen sich wie Strahlen entfernten. So kann man sich der Geographie von den verschiedensten Seiten nähern, um dann schließlich an die Stelle zu gelangen, wo sich die einzelnen Schößlinge vom Kerne loslösten, und um diesen zu betrachten, bedarf man eines gewissen Maßes allgemeiner Auffassung, die Beherrschung der Fundamente mehrerer Disciplinen. Unumgänglich wird man daher vom Fachgeographen verlangen müssen, daß er zum engeren Gesichtskreis der Einzeldisciplin einen weiteren Standpunkt fügt. Die Schwierigkeit, allgemeines Wissen mit der Beherrschung einzelner Disciplinen zu paaren, läßt sich auch überwinden, und sie muß es werden vom Geographen. Heute ist kein Geograph denkbar, welcher nicht in einer oder anderen, sei es historischen oder naturhistorischen Disciplin selbst forschend thätig ist, andererseits ist Derjenige kein Geograph, welcher nicht zur Beherrschung der Einzeldisciplinen einen Ueberblick über den Boden zu gesellen vermag, auf welchem alle die von der Geographie losgelösten Wissenschaften erwachsen sind.

Der auf Oberhummer's Vortrag folgende von Professor Steiner aus Prag führte recht eindringlich die angedeutete Vielgestaltigkeit der Geographie vor Augen. Hatte Oberhummer sich über die Wurzel des mächtigen Baumes der Geographie verbreitet, so behandelte Steiner in beredter Weise einen neuen Schößling an einem mächtigen Aste desselben und

legte dar, wie die Photographie neuerlich in die Dienste der Erdmeßkunst getreten ist. Es ist ja selbstverständlich, daß man aus jeder photographischen Ansicht den Richtungsunterschied zweier Orte in horizontalem wie verticalem Sinne entnehmen kann, so daß man nach zwei Photographien von zwei bekannten Standpunkten aus die Entfernungen und Höhenunterschiede der auf beiden Bildern zugleich dargestellten Oerter herleiten kann. Mit anderen Worten, man kann aus den Bildern Karten construiren, ein Verfahren, welches man Photogrammetrie nannte und welches gewiß einen Platz unter den Methoden der geographischen Ortsbestimmung erhalten wird.

Es war ein reiches Vortragsprogramm, das dem Wiener Geographentage gleich seinen Vorgängern vorlag. Kamen doch nicht weniger als zwanzig Redner zum Worte, und wenn sich auch ein Jeder bestrebte, so wenig als möglich die gestattete Zeit einer halben Stunde zu überschreiten, so waren es doch täglich fünf bis sechs Stunden, welche über die Berathungen verstrichen. Daß unter solchen Verhältnissen die aufmerksamen Besucher der Versammlung nach Erholung sich sehnten, war wohl ebenso selbstverständlich, wie der Umstand, daß die bekannte Wiener Gastfreundschaft sich den Geographentag nicht entgehen ließ. Bereits am Abend des 31. März wurde den fremden Geographen ein herzlicher Empfang geboten, den Abend des 1. April öffneten sich ihnen die Prachtsäle des Rathhauses, und die Stadt Wien ehrte ihre Gäste. Es war ein tiefer Eindruck, welchen die in hellem Lichte strahlenden Räume auf jeden Besucher machten, und es war nur eine Stimme des Lobes auf die Gastlichkeit der Stadt Wien. Am Abend des 2. April folgten die Geographen einer Einladung des Centralausschusses des deutschen und österreichischen Alpenvereines und trafen sich in Ronacher's kleinem Concertsaal, wo ein Kreis in Wien wohnender Dialektdichter die nach Hunderten zählenden Gäste mit den Vorträgen ihrer Werke bis in die späte Nacht beisammenhielten. Nach zwei Abenden solch anregenden und zwanglosen Zusammenseins wurde es den meisten Besuchern schwer, noch einen weiteren Abend zu genießen, welchen der Ortsausschuß abermals im Ronacher'schen Saale am 3. April veranstaltete, nachdem mit einem begeistert ausgebrachten Hoch auf Wien die Verhandlungen bereits geschlossen waren.

Während Sitzungen und gesellige Zusammenkünfte rasch aufeinander folgten, bot sich den Besuchern des Geographentages noch eine besondere Gelegenheit zum Studium. In den Räumen der Universität ringsum den Verhandlungssaal war eine geographische Ausstellung

veranstaltet, welche in erster Linie ein Bild der geographischen Leistungen von Oesterreich-Ungarn zu geben bestimmt war. Was zwei Jahrhunderte an Karten der Monarchie schufen, war ziemlich vollständig vereint; das Kriegsarchiv hatte die reichen Schätze älterer Aufnahmen zur Verfügung gestellt und Proben einer kartographischen Thätigkeit an die Oeffentlichkeit gebracht, welche bislang selbst Fachkreisen unbekannt geblieben waren. Das militärgeographische Institut zeigte wahrhaft glänzende Beispiele seiner Leistungsfähigkeit und bekundete zugleich die außerordentlichen Fortschritte, die es selbst gemacht hat. Eine Folge von Originalaufnahmen für die Specialkarte aus den verschiedensten Jahren führte vor Augen, wie sich die Technik der Aufnahme verfeinert hat, ein Vergleich der ersten veröffentlichten Specialkarten mit den neuesten ließ erkennen, zu welcher Vollkommenheit es das österreichische Kartenwesen überhaupt gebracht hat. Daneben waren auch einige kartographische Seltenheiten aus Wiener Sammlungen ausgestellt, gleichsam um anzudeuten, welche Kostbarkeiten vorhanden sind, und so war eine historisch-kartographische Ausstellung in einem Umfange zusammengebracht, wie sie in Wien bislang nie gesehen war. Außerdem, nicht blos um das Auge zu erfreuen, sondern um den vernachlässigten Zweig geographischer Landschaftsdarstellungen wieder zu Ehren zu bringen, waren zahlreiche Photographien, Panoramen, Ansichten und Reliefs in eine eigene Gruppe zusammengefaßt. Man sah hier die mannigfaltigen Landschaften Oesterreich-Ungarns in trefflichen Bildern vor sich, man folgte österreichisch-ungarischen Reisenden ins Ausland, begleitete sie nach dem Innern von Afrika, nach Japan, selbst bis in die Polarregionen, und von dem, was die Karten immer nur in nackten Linien zeigen, erhielt man lebendigen Eindruck. Was die letzten fünf Jahre in Deutschland und Oesterreich an neuen geographischen Publicationen schufen, war in einer dritten Abtheilung der Ausstellung vereinigt, und dazu waren zahlreiche Lehrmittel gesellt, welche dem geographischen Unterricht an Mittel- und Hochschulen dienen. Die Gänge des mächtigen Gebäudes waren mit Wandkarten geziert, die Prüfungssäle zeigten die hohe Leistungsfähigkeit österreichischer privater Kartographie, der Sitzungssaal der philosophischen Facultät glich dem reichhaltigen Lager einer großen Buchhandlung, das Professorenzimmer einem geographischen Schulcabinet. Eine weitere Gruppe der Ausstellung zeigte in großer Vollständigkeit die Instrumente des Geographen; das Universalinstrument für astronomische Ortsbestimmungen neben dem Meßtisch des Mappeurs, Sterneck's Pendel neben photogrammetrischen Apparaten, Planimeter

und Kartometer zum Ausmessen von Karten, Barometer und Distanzmesser — sie alle waren ebenso geschmackvoll wie übersichtlich vereinigt und hoben sich von großen Wandtafeln ab, welche die geodätischen und astronomischen Leistungen des militärgeographischen Institutes innerhalb der Grenzen der Monarchie und auf der Balkanhalbinsel darstellten.

Auf nicht weniger als elf Säle und zwei lange Corridore erstreckte sich die Ausstellung, die von ihr benutzte Tisch- und Wandfläche, welche für sie eigens hergerichtet werden mußte, maß mehr als 800 Quadratmeter, und der Katalog führte 900 Nummern einzeln an. Dies alles wurde binnen zehn Tagen fix und fertig gemacht. Der Erfolg der Ausstellung lohnte in hohem Maße alle auf sie verwendete Mühe. Denn die Ausstellung war es, welche in den Kreisen des großen Publicums die Aufmerksamkeit auf den Geographentag lenkte. Die Versammlungen desselben selbst, wie interessante Gegenstände auch verhandelt wurden, erfreuten sich eines weit geringeren Besuches, als nach der Theilnehmerliste zu erwarten war. Vielleicht hat die herrschende Kälte Manchen gehindert, den Verhandlungen beizuwohnen, welche übrigens auch seitens der Wiener Presse nur geringe Beachtung fanden. Die Ausstellung nun aber hatte binnen neun Tagen 7700 Besucher. Gewiß hat das Beispiel Seiner Majestät des Kaisers, welcher nicht weniger als zwei Stunden in der Ausstellung verweilte, gezündet, unstreitig aber fanden in derselben weitere Kreise Belehrung und Unterricht, und namentlich zeigte die studirende Jugend, daß ihr nicht, wie so oft behauptet, die Lust an der Erdkunde vergällt ist. Es wurden über 2000 Schülerkarten ausgegeben. Der moralische Erfolg der Ausstellung bedeutete aber auch einen pecuniären; hatte der Ortsausschuß 1500 Gulden für die Ausstellung ausgeworfen, so beanspruchte diese von jenem Credite nicht ganz 700 Gulden, so daß die Tagung anstatt des befürchteten Deficits einen namhaften Ueberschuß erzielte, dessen Höhe genau dem Erträgnisse der Ausstellung während der beiden Tage entsprach, um welche dieselbe, dank einem großen Entgegenkommen der Universität, länger offen gehalten werden konnte, als ursprünglich geplant. Aehnliche Ueberschüsse hat man bei früheren Versammlungen des Geographentages in der Regel theilweise dem ständigen Centralausschusse zugewiesen, um kommenden Versammlungen eine leichtere Gebarung zu ermöglichen oder um die Zwecke des Geographentages zu fördern; in Wien wich man von dieser Regel ab, es überließ der Ortsausschuß das gesammte Reinerträgniß der k. k. geographischen Gesellschaft, aus deren Functionären er größtentheils zusammengesetzt war.

Waren zwar schon am 3. April die Verhandlungen des Geographentages geschlossen worden, so war damit doch noch nicht der Schluß der Versammlung nach jeder Richtung hin bestimmt. Seitdem 1884 in München zum ersten Male eine wissenschaftliche Excursion, deren Leitung mir damals zufiel, mit dem Geographentage verbunden wurde, hat man zu wiederholten Malen mehr oder weniger ausgedehnte Excursionen gelegentlich der Geographentage veranstaltet. In Wien ließ man sich eine solche Gelegenheit nicht entgehen. Ist es hier doch fast unvermeidlich geworden, jeden Congreß auf dem Kahlenberge zu beschließen. Auch der Geographentag wanderte am 4. April auf diesen herrlichen Aussichtspunkt, freilich weniger um dessen unvergleichliche geographische Lage zu genießen, sondern um hier auf Bergeshöhen einige vergnügte Stunden zu verbringen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Besuchern des Geographentages ferner folgte am 5. April einer Einladung der ungarischen geographischen Gesellschaft nach Budapest, wo es nicht an einem herzlichen Empfange fehlte, und von dort begaben sich noch etwa zwanzig Theilnehmer an die Adria. Fiume, Pola und Triest wurden bewundert, und auf den Höhen des Karstes die Dolinen, Höhlen und blinde Thäler gemustert. Die Excursion wurde in Pola durch die Marine, in St. Canzian bei Divacca durch den deutschen und österreichischen Alpenverein begrüßt. Erst am 12. April kehrten die Theilnehmer an dieser Reise, sichtlich über dieselbe befriedigt, nach Wien zurück.

Der neunte deutsche Geographentag in Wien kann sicher zu den gelungenen Zusammenkünften seiner Art gerechnet werden. Uebertraf er doch in Bezug auf die Zahl der eingeschriebenen Besucher alle seine Vorgänger, und stand er doch hinsichtlich der von ihm behandelten Fragen gewiß auf dem Niveau derselben. Die mit ihm verbunden gewesene Ausstellung übertraf an Umfang alle früheren, und auch inhaltlich war sie reicher; man hat in Frankfurt am Main 1883, in München 1884, in Hamburg 1885 und 1887 in Karlsruhe bereits nicht unbedeutende historisch-geographische Ausstellungen gesehen, fast gelegentlich eines jeden Geographentages sind neue Erscheinungen und Lehrmittel in ziemlicher Menge ausgestellt gewesen, aber niemals hat man bisher auf einem Geographentage eine so vollständige Sammlung von Instrumenten, wie eine eigene Gruppe geographischer Landschaftsdarstellungen gesehen. Auch hinsichtlich der Excursionen ist insoferne ein Fortschritt zu verzeichnen, als der Vorschlag des Centralausschusses, eine größere Reise zu veranstalten, zur Ausführung kam. Dennoch

möchte die Wiener Versammlung nicht in jeder Hinsicht als Muster für spätere Geographentage hingestellt werden. Indem sie auf Vorschlag der Wiener geographischen Gesellschaft die Art der Geschäftsführung des achten deutschen Geographentages zu Berlin peinlich nachahmte, schuf sie sich eine schwerfällige Organisation, ohne jedoch in derselben den Wiener Koryphäen auf dem Gebiete der Erdkunde: Hann und Sueß Einflußnahme sichern zu können, indem sie ferner fünfzig hochgestellte Beamte und Vertreter des Adels zu Ehrengästen wählte, verlor sie die Schlichtheit und Einfachheit, welche frühere Zusammenkünfte auszeichnete. Sichtlich waren die Verhandlungen dadurch beeinflußt, daß sie größerentheils von Nichtgeographen besucht wurden. Nur einmal kam die Discussion wirklich in Fluß, wie oft auch sonst Stoff genug für die ergiebigsten Erörterungen geboten wurde; es lag etwas Feierliches in den Sitzungen, die Redner sprachen nicht zu Leuten ihres Faches, sondern zu einem andächtigen Publicum. Die Fachgeographen, für welche die Geographentage geschaffen wurden, nehmen von solchen Versammlungen nicht immer den erwarteten Gewinn mit, zumal auch da ihr persönlicher Contact durch die große Zahl Derer, welche sich auch für Geographen halten, weil sie dem Congresse anwohnen, gehemmt wird, und so unterbleibt der erwünschte fachliche und persönliche Verkehr. Möchten daher kommende Geographentage zurückkehren zu einfacheren Veranstaltungen, möchten sie vielköpfige Comités vermeiden, welche der Mehrzahl nach Ehrenstellen enthalten, und möchten sie ihre Aufgabe nicht in dem Glanze, sondern in der Tiefe der Verhandlungen suchen; wenn dann die Geister frisch aufeinander gerathen, wenn die Vorträge nicht blos gehört, sondern auch erörtert werden, dann wird sich auch die Zahl Derer mindern, die sich zu solchen Vorträgen förmlich drängen, und es wird Tagesordnungen mit weniger als zwanzig Rednern geben.

Gleichwohl muß aber gesagt werden, daß der neunte deutsche Geographentag gerade durch die Art seiner Abhaltung von bedeutendem Einfluße auf die Entwickelung der Geographie in Wien zu werden verspricht. Man hat in weiteren Kreisen in Wien keine allzuhohe Meinung von der Geographie als Wissenschaft, und sie nimmt hier im öffentlichen Leben eine ganz andere Stellung ein, als z. B. in Berlin. Es ist in der Hauptstadt des Deutschen Reiches herkömmlich, daß die Freunde der Erdkunde sich innig an die wissenschaftlichen Vertreter des Faches anschließen; um Karl Ritter ist die Berliner Gesellschaft für Erdkunde gleichsam aufgewachsen, an ihrer Spitze stehen seither

stets die ersten wissenschaftlichen Geographen Deutschlands, und echt wissenschaftliche Bestrebungen auf dem Gebiete der Erdkunde finden stets Freunde und Förderer. In Wien haben die Dinge von jeher anders gelegen. Die stille Arbeit der Forscher ist selten allgemeiner bekannt geworden, und die Freunde der Erdkunde haben nie ernstlich die Berührung mit den maßgebenden Kräften gesucht. Ein solcher Contact ist durch den Geographentag hergestellt. Derselbe eröffnete den Wiener Freunden der Erdkunde die Pforten der Universität, mit sichtlichem Erstaunen wurden Viele inne, daß dieselbe die Geographie seit fünf Jahrhunderten pflegt und heute noch durch ihre Koryphäen an der Spitze der erdkundlichen Bewegung steht. Ebenso bemächtigte sich Vieler eine wahre Ueberraschung, als sie in den Räumen der Universität die Instrumente und die Arbeiten der Militärgeographen überblickten und gewahr wurden, welche Summe wissenschaftlicher Leistungen zur Herstellung eines Kartenbildes nöthig ist. Man lernte in Wien erst Wien als Stätte der wissenschaftlichen Geographie kennen, und dieser letzteren sind in Wien zahlreiche Freunde gewonnen worden. Es wird Aufgabe sein, das so erwachte Interesse weiter zu pflegen. Dazu bietet der Geographentag selbst ein Mittel, beschloß er doch die Gründung eines Vereines für deutsche Landes- und Volkskunde. Möchte an der Seite desselben in gleicher Richtung eine Vereinigung der Geographen Oesterreichs wirken.

Hippolytus Guarinonius.

Von Adolf Pichler.

(Schluß.) *)

Ueber den hochzeitlichen Fraß der Bürger zu seiner Zeit berichtet Guarinoni, daß „so gleichwol keine solche Menge der Tafeln und der Gäst, wie bei den Edelleuten, aber an Richten, Hoffart und Ueberfluß der Speisen ihr Mutwillen verbringen. Ich will dir zum Exempel das Gebratene aufschreiben, so bei bürgerlichen Hochzeiten also beschaffen:

Ein Viertel aus einem Kalb,
Dazu ein Kitz oder Lämmlein halb,
Oder zum Kalb vom Schöps ein Schlägel,
Benebens zwei oder drei große Wildvögel,
Sammt zwei Hähnen oder feisten Koppen,
Damit thun sich die Freßnarren schoppen.

Das ist Alles in einer Schüssel und nur ein Richt; wenn du auch ein Fischricht wissen willst, ist sie also beschaffen:

Von drei oder vier Pfund ein Karpfen groß
In Essig und Salz gesotten bloß,
Mit zwölf oder mehr Aeschen und Forchen umringt,
Man zusammen auf ein Teller herein bringt.“ —

Das Menu einer Bäuerin im Kindsbett lautet:

„Nicht weniger als acht Eier
Reich her, spricht die Bäuer
Zur Pflegamm', und ein Pfund heiß Schmalz,
Geuß Waizentaig und Milch drein, daß 's schnalz,

*) Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ XI. Band, Seite 35.

Mach mir ein kleines Gemüse,
Ist schier ein ganze Stund, daß ich nichts iße!
Und lang mir dazu ein Viertel Traminer,
So dürst mich in einer Weil nimmer.“ —

Glaubte man mit dem Essen fertig zu sein, so kam plötzlich eine neue Richt: „Schröck den Gast!“ und dazu floß der Wein immer reicher, in Yhrn, wie das alttirolische Maß hieß. Ueber die Schilderung der Festtänze ziehen wir den Vorhang; was die Kinder anlangt, so galt auch damals schon der Spruch: „Wie die Alten, so die Jungen.“ Da wird freilich mancher verständige Mann gebetet haben:

„O Herr Gott, ich schrei zu Dir,
Weib und Kreuz hast geben mir,
Nimm's Kreuz von mir und 's Weib zu Dir,
Nichts liebers möcht' geschehen mir.“

Zum Schluß giebt er einen „einfältigen Ueberschlag, wie viel in einer kleinen oder mittleren Stadt“ — er meinte wohl Hall — „außer der genugsamen Nothdurft unnützig verschwendet wird“, wobei wir an die studentischen causas bibendi erinnern.

„In Kindsbett'scher Fresserei 80.000 Richten; an Kindsmahlen oder Kindstauffressen 2.000, an gerichtlichen Fressereien 4.000, an Verträgen 800, an Raitungen 2.600, an Gerhabschaften 9.600, an Leihkauf 6.000, an Todfällen 7.000, an Handschlag 2.000, an Hochzeiten 22.000, an Hausfressen 3.000, besondere Händel 1.000. Summa verworfenen und zu eigenem Schaden verschwendeten Geldes in einem einzigen Land und Jahr 490.610 Gulden!“ Da ging es lustig zu! Nun, man hatte es damals: der Ueberfluß goß sein Füllhorn über Tirol, wie früher und später niemals; auf schönen Hügeln, am Rande schattiger Wälder, an Quellen und Bächen erhoben sich neue adelige Ansitze, wo überall die heiterste Gastfreundschaft waltete. Wer unser Bild im Süden ergänzen will, dem empfehlen wir „Botzen“ von Beda Weber, der überhaupt zur Kenntniß Tirols so viel beigetragen hat, als irgend Jemand, wenn er auch nicht immer nach Anerkennung jammerte. Der Segen endete mit der letzten Habsburgerin; dann kehrte die Armuth ein, Kriege verwüsteten die Thäler, und auch unter den Bauern erloschen nach und nach die alten Bräuche bei Hochzeiten, das Weissat am Wochenbette, die Todtenmahle.

Mit dem Reichthum zogen aber auch Ueppigkeit und Laster ein. Guarinoni schilt die langhaarigen, kurzsinnigen Weiber; „Frau Venus ist eine wehe Nuß, die Frau der Narrheit. Sag' an, wo ist die deutsche Starkmüthigkeit? Wo die sittliche Kühnheit? Wo die mannhafte Be-

ständigkeit? Wo die löbliche Tapferkeit? Wo die allenthalben gepriesene Treue? Ist alles hin, ist alles verschwunden? Wer hat sie zergänget? Niemand anders, als Frau Venus, sie hat alles erweicht und vernichtet. Tag und Nacht, alle Winkel und Gassen laufen die Jungfrau Knechtlein auf und ab, hin und wieder, gaffen beiderseits die Fenster aus, und gucken und zucken bald der bald jener Poppen das Hütlein und machen jetzt da, jetzt dort ein Kußhändlein." Auch damals kannte man schon die Sommerfrischen und Bäder, wo die „geilen Wald-, Wust- und Venusesel den Weibern nachsteigen." Guarinoni eifert gegen die Zigeunerart in der Ehe, die sich das Gebot geschöpft:

„Es könne ein Ehmann neben seiner Ehefrauen
Wol auch eine Andere lieben im Vertrauen;
Es mög' eine Ehfrau neben dem Eheherrn
Wol auch einem Andern ihr Lieb' gewähr'n."

Sein Hauptwerk ist eine der wichtigsten Quellen für deutsche Culturgeschichte jener Zeit: „Die Grewel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts", aus dem wir bereits manches mittheilten, ein dicker Foliant von 1330 Seiten.

Er schließt es so: „Das morgen eingehende 1610 und viel Hunderttausend künftiger Jahr der ganzen hochlöblichen deutschen Nation von Gott dem Allmächtigen neu, glückselig und aller bisher erzählten Gräueln und Uebeln frei aus Grund meines Herzens wünschend und dieses mein neues in diesem 1610 Jahr ausgehende Büchlein zu ewigem Andenkzeichen meiner unterthänigen und schuldigen Lieb und Treu verehrend — Guarinonius!" Das ist die Sprache Abraham a Sancta Clara's! Die Sprache Abrahams a Sancta Clara ist die Guarinoni's! sagen wir, denn jener wurde erst 1642 — zehn Jahre vor dem Tode des 83jährigen Arztes — geboren, es ist die süddeutsche Sprache jener Zeit, daraus erklärt sich die Verwandtschaft. Guarinoni gebührt ein Platz neben, ja vor Abraham, denn er ist der tiefere, der vielseitigere Geist. Andere Druckwerke von ihm, meistens lateinisch und für uns ohne Belang, zählt Ludwig Rapp im zweiten Bande der „katholischen Blätter aus Tirol" 1858 auf. So die mit Knittelwersen unterspickte Hydrogamia triumphans, die Chilosophia und anderes.

Aus den Handschriften, die bisher von Niemandem geprüft wurden, haben wir bereits da und dort eine Stelle gepflückt; auch als Politiker fordert Guarinoni unsere Aufmerksamkeit in dem Bruchstücke „Der christliche Weltmann". Er begann es am 23. Juni 1626. Schon im „Gräuel" hatte er nicht selten Dialoge eingeschaltet; hier bringt er

ein kleines Drama. Ein edler Fürst, dem das Wohl seines Staates anliegt, wandelt mit seinen Hofräthen in der Einsamkeit: den „Herren Affert v. Blödenberg, Eigennutz v. Liebdichselbst, Placet v. Streichenfuchs, Idiotes v. Spreizdichgroß, Polistimus v. Bernstock". — Dieser räth: „die alten Zölle und Steuern zu bestätigen und etliche neue einzusetzen auf alle Häupter nach Gelegenheit des Standes, vorab Geistliche, Klöster und Ordensleute nicht vergessend, die wol von ihrem Einkommen etwas gerathen mögen." — Eigennutz „erbietet sich gehorsamlich, die Auflagen einzubringen". Affert empfiehlt die Alchymie: „Wer weiß, wo's Glück steckt!" — Der Fürst antwortet: „Wer weiß, wo's Unglück steckt!" — Da tritt ein Greis auf, wie Johannes der Täufer im schwarzen Kleide, „seine Augenblicke wie Blitze", so daß die Räthe, die der Fürst an ihn schickt, zittern. Er würdigt sie keiner Antwort. — Nun geht der Fürst zu ihm: „Vielleicht bedürfen wir Eurer Gnade und Hülf! Euer Ansehen erfüllt mein Herz mit Freude, obwol wir Euch nit kennen und aus was Ursach Ihr eines so fürchterlich ehrwürdigen Ansehens, daß Ihr in der Welt würdet wie ein Gott verehrt, Euch verborgen in dieser Wildniß aufhaltet." — Man habe ihn aus der Welt vertrieben. — Er ladet nun den Fürsten ein, „auf diesem grünen Bichl niederzusitzen, ich will mich, an diesem Baume lehnend, behaben". Die weltlichen Räthe heißt er gehen. Nun theilt er dem Fürsten mit, daß er schon die guten Könige der Juden und die der Christenheit gesalbt habe: er ist eine symbolische Figur für die Weisheit christlicher Regierung. Der Fürst lädt ihn an den Hof; er verspricht zu kommen und dort vier Tagsatzungen zu halten. Da redet er zuerst von den Herren, welche mit ihren unziemlichen soldatischen und anderen Lustbarkeiten nie genug thun und, nichts achtend, sich selbst und ihre Unterthanen in äußerste Noth oder Trübsal zu stürzen. Wir können diesen Anti-Macchiavell nicht weiter ausbeuten, zur Charakteristik Guarinoni's verdiente er, abgedruckt zu werden.

Noch im achtzigsten Jahre wollte er einen zweiten Band „Gräuel" schreiben, kam jedoch nicht zu Ende. Wir kehren hier wieder zu unserem Ausgangspunkte zurück, zum Schauspiele. Er zuerst berichtet von den Engländern in Oesterreich, wir erfahren aber auch durch ihn von einem Stoffe, welcher die deutsche Kunst vielfach beschäftigte: Don Juan! Freilich verändert und umgewandelt in majorem dei gloriam! — Wohl eine Jesuitencomödie. Das Jahr der Aufführung läßt sich nicht ermitteln, sie fällt gewiß vor 1652; das Thema wurde wahrscheinlich von einem Pater aus Spanien gebracht — denn Molières Stück datirt

erst von 1665 — und läßt el burlador de Sevilla im Hintergrunde erkennen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes gestattet eine ausführlichere Angabe. „Wie der wohlehrwürdige P. Paulus bezeugt, hat man zu Ingolstadt eine Comödie (vielmehr Tragödie) zu guter Warnung im Beisein ansehnlicher Zuschauer gehalten. Dem gottöden und lastervollen Macchiavelli ist ein Graf Leontius in die Zucht übergeben worden. Also hat der gute Jüngling alle Lustbarkeit abgewartet mit des viehischen Epicuri Meinung:

Iß und trink, büß alle Lust,
Nach dem Tod ist aus der G'nuß.

Dem hat nun zu seinem üppigen Leben der edle Grafenstand und große Reichthum wohl getaugt und hat allen Lustbarkeiten den Züge gelassen und oft Mahlzeiten mit Einladung Ansehnlicher von Adel angestellt. Den Morgen hat er sich mit Spiel belustigt und als es Zeit, die Gäste zu empfangen, hat er, ungefähr durch einen Friedhof gehend, einen Todtenkopf angetroffen, welcher ihm in seinem lustigen Sinn nit eben war. Dem hat er, verdrießlich mit dem Fuß einen guten Stoß gebend, spöttisch zugesprochen:

Hör mich an, du dürre Hirnschal
Und gib mir Antwort auf meine Frag;
Ist's auch wahr, was da glauben all:
Ein unsterblich Geist der Mensch beitrag?
Und der Leib vom Geist all's Gute empfang';
Lieber im Fall Du auch ein' hast g'habt,
Sag, lebt er, oder ist er zugrund g'angen,
Ob er zu sein'n Leib Verlangen hat?
So er lebt, sag wo und was Ort?
Sag, ist er selig oder leidt er Pein?
Ist auch eine Ewigkeit und Hölle dort?
Soll Gott Richter über Gut und Bös' sein?
So sei dann g'laden auch zum Essen,
Damit Du antwort'st auf die Frage,
Wie ja von Alters schon gebräuchlich
Ein' Todtenkopf auch aufzutragen.

Nun ging der üppige Jüngling fort zum Empfang seiner Gäste. Als die Mahlzeit bereits mit fröhlichem Zutrinken und Gespräche mußte auf die Mitte kommen, siehe, eine unverhoffte Botschaft verwirrt die ganze Lustbarkeit. Des Grafen laufender und schnaufender Diener tritt zur Tafel und zeigt an, wie vor der Palastthür eine fremde Person, welche mehreres einem leibhaften Todten als einem Menschen gleich, warte und Einlaß und Audienz begehre. Ob solcher unlustigen

Zeitung entsetzten sich alle Gäste, vörderst aber der Graf, er befiehlt dem Diener den Fremden zu fragen, wer er sei und was sein Begehr? Als der Diener dem Befehl nachkommen, wird ihm geantwort: Er sei einer aus den Geladenen, und zwar von seinem Herren selbsten heut morgen, als er über den Freithof gegangen, gerufen worden und ob er schon nicht zugesagt, so komme er dennoch:

Damit er auf die kecken Fragen,
Die ihm sein Herr heunt aufgegeben,
Ihm eine Antwort könne sagen;
Wird angenehm sein bei gutem Leben.

Als der Graf dieses angehört und sich des Todtenkopf im Durchgang des Freithof erinnerte, schickte er etliche seiner Diener, welche die abscheuliche Larven wieder abschaffeten: es wäre unter diesen ansehnlichen Gästen kein Sitz für ihn, mit bemerken, die Thür wohl zu versichern. Nun aber war das Gesperr vergebens, als Alles wie von einem Windstoß aufgegangen und das Gespenst hinaustrat in das Zimmer und geraden Ganges dem Grafen zu, sich an seine Seite setzend und den Gästen zusprechend, sich nicht irren zu lassen, sondern in ihrer Lustigkeit mit Essen und Trinken guten Muthes fortzufahren. Es sei bereits lange Zeit verflossen, in welcher er weder gessen, weder trunken und sich allein mit der Oede gespeist; wie dem aber, sei er als ein Geladener herbeikommen, den Anderen zuzusprechen, lustig zu sein, „und hat angefangen, ihnen vorzutrinken“.

Als aber die Geladenen nicht lustig, nachzutrinken, denen die schüche Gestalt nicht viel Gutes bedeuten wollen, suchten sie vielmehr Gelegenheit, wie sie der Gefahr entweichen möchten. Massen dann einer nach dem anderen, wie behender sie möchten, sich aus dem Zimmer hinausgedrängt und Niemand an der Tafel bei dem Leontio als sein Lehr- und Kostmeister mehr übrig war, welcher eben auch sich zur Flucht rüstete, ungeacht sein Lehrjunge ihn ernstlich gebeten, ihn in solcher Gefahr nicht zu verlassen, da er von ihm viel Gutthaten empfangen. Aber weil die macchiavellische Lehr vermeint, daß man nicht schuldig sei, Jemanden Treue und Glauben zu halten, hat er sich davon geschrauft und den Leontium im Stich allein verlassen. Welcher letzlich auch sich mit der Flucht versichern wollen, den aber das schüche Gespenst stark gefaßt und also angeredet. — Der Geist beantwortet die Fragen, die er auf dem Friedhof gethan und schließt: „Ich bin Dein Ahnherr und Du mein Enkel, aber ach weh: beidsam unglückselig! Denn ich wegen meiner begangenen Laster schon lang in

der höllischen Flamme brinne, wollte Glück, daß ich einstmals zu Aschen möcht verbrannt werden. Nun aber ist das Feuer mir ein ewiges Feuer und das Leben allzeit neu zu ewiger Pein nach Befehl Gottes, welches eben Dich, meinen Enkel, leider treffen wird. Sintemalen Du mit hintangesetzter Vernunft, ohne Gesetz, ohne Gott und ohne Gewissen Dich in allerlei Laster Abscheulichkeit eingelassen.

Nun aber wirst weit tiefer jetzt fallen
Zu vielen Andern hinab in die Höll,
Richt' Dich, mein Blutfreund, zur Reis' dermalen
Von dieser Welt zur ewigen Stell'.
Und daß die Reis' Dir nicht schwer falle —
Will Dich auf mein' Armen hintragen.

Als dies die Larven gesprochen, hat sie den zitternden Grafen Leontium bei der Mitte gefaßt und mit aller Macht an die Wände geschlagen, daß das blutige Hirn daran geklebt und der fröhlichen Mahlzeit dies leidige End gewesen und weil des Grafen Leib nirgends gefunden worden, halte man dafür, er sei von dem Gespenst in der Höll begraben worden."

Guarinonius hinterließ ein Denkmal, das weithin sichtbar ist: die Kirche an der Brücke zu Volders, welche er dem Andenken des heiligen Carolus Borromäus widmete.

Er legte am 2. April 1620 den Grundstein unter großen Feierlichkeiten, bei welchen der Erzherzog Leopold und die zwei Erzherzoginnen aus dem Damenstift anwesend waren. Der Bau schleppte sich durch mehrere Decennien; Guarinoni selbst half nicht selten in der Tracht eines gemeinen Maurers mit und erhielt einst von einem Bauern einen Groschen als Taglohn. Dieser fragte ihn, wie er heiße? Er antwortete: „Meister Pölten!" Der Groschen wird im Kloster noch aufbewahrt. Auch die Wunder fehlen nicht. Vom Gebirge kollerte ein Felsblock herab und blieb auf seinen Befehl stehen, ohne Jemanden zu beschädigen; er ist in der Kirche als „der Stein des Gehorsams" hinterlegt, vielleicht eine Erinnerung an das Stück einer Gewölbrippe zu S. Croce in Florenz, wo man Aehnliches erzählt. Den Plafond des Baues und das Gewölbe schmückte Knoller mit herrlichen Fresken aus dem Leben des Titelheiligen.

Vor den Stufen des Dreikönig-Altares liegt die Leiche Guarinoni's unter einer einfachen Marmorplatte, welche dem Fußboden eingefügt ist. Er starb am 31. Mai 1654.

Aus der Sagenwelt der österreichischen Alpen.

Eine Studie von Ernst Keiter.

Das liebste Kind des Volkes ist die Sage... Selbst das Lied, diese gereimte duftige Blüthe des nimmer rastenden Volksgeistes, ist kaum im Stande, ihr den Vorrang streitig zu machen, sie aus dem Herzen und aus dem Sinne des Volkes zu verdrängen.

Keinem Volke aber ist die Sage wohl so werth und theuer, als dem wackeren Volke der österreichischen Alpen, den biederen, kernhaften Bewohnern der grünen Welt, dieser paradiesisch-schönen Berglande.

Geht doch die Sage aus dem Echtesten und Ursprünglichsten, aus dem Innersten und Tiefsten des Wesens dieses Volkes hervor und schöpft dasselbe wohl aus ihr zum nicht geringen Theile seinen Glauben und auch seinen Aberglauben. Diesen im dauernden Kampfe mit den unerbittlichen Elementargewalten gestählten, so viel geprüften Menschen ist die Sage ein Stück des eigensten Ichs, ihres Herzens, ihrer Seele, ein getreues Spiegelbild fast ihres Lebens und Webens. Liebes und Leides, Hoffen und Fürchten, Wünschen und Fordern blickt dem Aelpler aus derselben entgegen; die Vergangenheit seiner Vorfahren, die Erinnerung an sie, Tausendfaches, das sich an diese und jene längst verrauschte Begebenheit knüpft. Zeigt sich doch diesen Bergmenschen, die da hoch oben in den einsam stillen Thälern, in den Wäldern, an den blauen Alpseen, in der Einschicht und Oede hausen, im Guten wie im Bösen die Größe und Erhabenheit der Natur.

Aus dem Stürmen und Wüthen der tosenden Unwetter zunächst entsteht wohl auch ihrem Denken, Fühlen und Empfinden jene eigen-

artige Welt, in der sie athmen, ersteht ihnen der in ihrer Brust so tief eingewurzelte und sie in vielen Lagen des Lebens leitende Glaube an das bestimmte Walten jener unwandelbaren Mächte, die fast täglich und stündlich, mitten heraus aus ihrer Umgebung, drohend und strafend zu ihnen sprechen. Und dann ist es wohl auch wieder das mildere Wehen der leicht aufrauschenden Wälder, ein geheimnißvolles, zur Seele redendes Sprechen, das von überallher sich ihnen bemerkbar macht: von den funkelnden Bergseen, von den grünen Weiden, aus dem starren, todten Felsgestein der schroffen Höhen und selbst aus dem murmelnden Gebirgswasser, das so fröhlich dahin sprudelt.

So tritt uns wohl nirgends charakteristischer als in den Sagen, das eigenste Wesen des Alpenvolkes entgegen. Die in den Bergen, in den Felsenengen, in den düsteren Schluchten wohnen, werden uns aus diesen Sagen allerdings anders geartet erscheinen als Jene, die draußen in der freien Gegend, an den Seen leben; denn der Volksgeist, der da wie dort in der Zeiten Lauf schafft und dichtet oder von altersher dort gedichtet und geschaffen hat, prägt sich ja als treues Conterfei ab in den Phantasiegebilden dieses Volkes.

Die Sagen der Aelpler führen uns auch zurück bis in die heidnische Zeit, bis zum Cultus der Dämonen. Mit hundert feingesponnenen Fäden steht dieser Cultus in den Alpensagen in Verbindung mit der christlichen Religion, welcher der Bergbewohner tief ergeben ist. Seltsamerweise fließen auch da und dort diese Culte innig ineinander, und man findet knapp neben dem frommsten Christusglauben den Glauben an Altheidnisches.

Die Sagen der Aelpler sind so gleichsam eine geistige Brücke, über welche Wirklichkeit und Erdachtes durch die Welt der verrauschten Jahrhunderte auf und nieder wandelt . . . Auch das Leben des Einzelnen umrankt die Sage mit dem ewig grünen Epheu des Mythenhaften, und Mancher und Manches lebt fort im Gedächtnisse der Menschen, das sonst längst schon für immer vergessen und verblaßt wäre . . .

Charakteristisch für die Sagen der österreichischen Alpen ist es z. B., daß Menschen, welche durch irgend ein Vergehen Strafe verdienten, zur Sühne für den Frevel in Stein verwandelt worden sind. Das „Versteinertwerden" des Strafwürdigen ist sogar ein hervorragendes Moment dieser Sagen. Diese Eigenart wird jedoch nicht Verwunderung erregen, wenn man bedenkt, daß sie mitten herauswächst aus der Felsen- und Steinwelt der Berge, in der sich oft

bizarre, seltsame Formen finden, die der regen Phantasie der Aelpler reichlich Anlaß bieten, das Ungeheuerlichste auszusinnen und auszudichten. Diese oft riesigen Felsstücke, Giganten, welche das Thal, die Gegend beherrschen, gleichen dann vielleicht in ihren Contouren einem Menschenbilde und geben so Anlaß zu Sagen, die sich in der Gegend dauernd erhalten.

Wohl eine der hübschesten derselben ist die Sage von der „Spinnerin am Gamsgebirge.“ Wer aus dem weltbekannten Wallfahrtsorte Maria-Zell im steierischen Oberlande in das reizende Bergdörfchen Wegscheid kommt, von dem weg nach allen Seiten hin die mächtigen Bergwände aufstreben, der hat sicherlich drüben zur Rechten auch die „Spinnerin“ gesehen, wenn ein Kundiger oder Heimischer sie ihm gezeigt hat. Ein Felsgebilde von ganz aparter Form hat diesen Namen erhalten, und die Sage, welche das Volk der dortigen Gegend an dasselbe knüpft, ist diese:

Einst hauste ein Mädchen in einer Hütte im Thale, die Tag um Tag, am Sonntag wie am Feiertag, fleißig beim Spinnrocken saß und spann. Für sie gab es keinen Gottesdienst in dem kleinen, lieblichen Capellen-Kirchlein zu Wegscheid, und das hell klingende Geläute aus dem schmalen Thürmchen, das zur Messe rief, hörte sie niemals oder wollte es vielmehr niemals hören. „Der Spinnfaden,“ erzählt die Sage, „war des Mädchens Rosenkranz und der Bleichherd sein Altar.“ Die Dirne war so hoffärtig, daß sie das schönste Linnenzeug ringsum in den Bergen besitzen wollte, um ihren Brautkasten einstmals damit füllen zu können. Wie sehr ihre Eltern auch in sie drangen, das frevelhafte, gotteslästerliche Treiben, selbst während der Kirchenzeit zu spinnen, aufzugeben, das Mädchen gehorchte nicht und ließ nicht ab von seiner überemsigen Arbeit. „Ich will keine Kirche besuchen, keine Messe hören, sondern nur spinnen und spinnen, so lange, bis der letzte Wallfahrer von Maria-Zell hier vorüberkommt,“ sagte die Dirne den Ihrigen, als diese an einem Ostersonntag zur Andacht auszogen und wieder in das Mädchen gedrungen waren, daß es ihnen doch folgen möge . . . Und als drüben in dem kleinen Gotteshause die Orgel erbrauste und im feierlichen Choral der Gesang der Dörfler herübertönte zur Hütte der sündhaften Spinnerin, da erhob sich plötzlich bei heiterstem Wetter ein grausiger Wirbelsturm, der die Hütte zerriß und die Dirne sammt dem Spinnrocken durch die Lüfte nach der nahen Felsenwand trug, wo sie heute noch, in Stein verwandelt, sitzt und spinnt.

Eine andere Sage weiß von einer schönen Schwaigerin Folgendes zu berichten:

Im oberen Murthale lebte sommersüber auf einer Alm eine Sennerin, die — ausnahmsweise — so schön war, daß die „Buben" von weit und breit hinpilgerten, um derselben Hand und Herz und ihre glühende Liebe anzubieten. Die schwarzen Aeuglein des Mädchens leuchteten just wie Karfunkel, ihr dunkles Haar fiel in breiten, langen Zöpfen herab bis zur Erde, ihre Wangen blühten wie Rosen, ihre Arme waren so rund und kernig, die ganze Dirne war eine veritable Bergfee, die jedem Burschen, der sie erblickte, das Herz verdrehte. Jeder entflammte in Leidenschaft zu dem Mädchen, aber es erhörte Keinen, wollte Keinen zum Gespons erwählen; denn der Hochmuthsteufel, der sie erfaßt hatte, raunte ihr unabläſſig zu, daß sie für einen vornehmeren Werber geboren sei. Einer dieser Halbwahnsinnigen hatte sich der Dirne wegen in der Mur ertränkt, ein Anderer von der Almhöhe sich in die Tiefe gestürzt und einen gräßlichen Tod gefunden, wieder Andere verwünschten ihr Leben und drohten ihren Angehörigen, sich gleichfalls gewaltsam aus der Welt zu schaffen. Die verzweifelten Mütter fluchten ihrer Söhne wegen der hochmüthigen Schwaigerin, die so viel Unheil über die Gegend brachte.

Da stand eines Tages ein schmucker Jägersmann im grünen Kleide, eine rothe Feder auf dem kleinen Hütchen, vor dem Mädchen. Dieses erschrak gar gewaltig vor der fremdartigen Gestalt, die so plötzlich, wie aus der Erde aufgestiegen, erschienen war. „Der Fluch zahlreicher Mütter lastet auf Dir, Frevlerin, hüte Dich, es so fort zu treiben." Der unheimliche Jäger warnte die Dirne noch, sich nicht nach ihm umzusehen, wenn er fortgehe; denn sie würde in Stein verwandelt, wenn sie seinem Gebote zuwider handle. Ein grauenhafter Schrecken hatte die Sennerin erfaßt, sie glaubte, den Teufel lebendig vor sich zu sehen. Wie von Höllendämonen gejagt, eilte sie davon über die Weide. Aber eine nicht zu bekämpfende Neugierde drängte sie doch, nach dem Waidmann zu spähen. Sie blickte sich um und — war im selben Augenblicke auch schon in leblosen Stein verwandelt.

Noch heute sollen auf jener Almwiese einzelne verwitterte Steintrümmer, deren Formen der schrankenlosen Phantasie freies Spiel gestatten, liegen . . .

In den wildromantischen Schluchten des Sparafeld-Gebirges bei Johnsbach in Obersteiermark fällt dem Wanderer ein Felsgebilde auf, das die Einheimischen der Gegend den „buckligen Schneider"

nennen. An diesen Punkt der imposanten Gegend knüpft sich, gleichwie an einen anderen, mehrere Klafter hohen, einem Thorpfeiler ähnlichen Felsen derselben Schlucht, den sogenannten „Amtmannsgalgen“, folgende Sage:

In jenen Tagen verschrieb sich noch Mancher, um dies und das sicher zu erreichen, dem Bösen. Auch der Johnsbacher Schneider verpfändete seine Zwirnseele dem Teufel. Dieser mußte ihm als Lohn hiefür vier Jahre hindurch dienen und des Schneiders Wünsche erfüllen. Der Johnsbacher lebte in Saus und Braus und merkte es nicht, daß der Pact mit dem Höllenknecht rasch seinem Ende entgegen schreite. Eines Tages vergaß der Schneider den eisernen Ring, den er vom Junker Satan erhalten und der ihm die Macht des Teufels übertrug, an den Finger zu stecken. Da die Vertragsfrist just abgelaufen war, so kam flugs der Ritter mit dem Pferdefuß, erwürgte den Schneider und entführte dessen Seele in einer Nadelbüchse. Des Schneiders Leib aber wurde in Stein verwandelt zum warnenden Exempel für Alle, die es gelüsten sollte, um den Preis des ewigen Lebens hier auf Erden im Ueberfluß zu schwelgen . . .

Aus der langen Reihe von Sagen, welche sich an die eine oder andere seltene Felsformation in den österreichischen Alpen knüpfen, möge noch jene über die bestraften Bergknappen hier Platz finden . . . Im Süden von Maria-Zell, auf einem Erdenfleck, der überhaupt reich an schönen Mythen ist, zeigt die Gegend von „Schön-Eben“ allerlei Steingebilde, die wohl unsere Sage hervorgerufen haben mögen. Aus dem unweit Wegscheid gelegenen Bergwerke gingen nämlich einst an einem Frohnleichnamstage Bergleute in das dortige Kirchlein, um ihre Andacht zu verrichten. Sieben von ihnen aber blieben auf dem Wege zurück und begannen Karten zu spielen. Es ging dabei gar bald recht stürmisch und ausgelassen her; es wurde viel gezecht und noch mehr geflucht. Plötzlich erhob sich ein Brausen des Windes, es donnerte und dröhnte schaurig zwischen den Bergen, und die momentane Dunkelheit, welche das Gefilde einhüllte, wurde ab und zu von grausigen Blitzen erhellt. Als das orkanartige Unwetter vorüber war, waren auch die sieben Knappen, welche den hohen Festtag in so strafwürdiger Weise entheiligt hatten, verschwunden. An der Felsenmauer drüben zeigten sie sich in Stein verwandelt, und seit jener Zeit heißen jene eigenartig geformten Felsen die „Spielmäuer“ oder „Mäuer“ kurzweg . . .

Die Sagen, in denen der Teufel handelnd auftritt und irgend ein Merkmal von seinem Erscheinen in der einen oder anderen

Gegend der Alpenzone zurückgelassen hat, sind wohl die zahlreichsten.

Es giebt da in den Bergen genug Punkte, die den Namen der höllischen Majestät tragen. Wir finden mehr als einen Teufelsstein, Teufelssee, mehr als eine Teufelsgrotte, Teufelskirche, Teufelsstraße, Teufelslöcher u. dgl. m.

Der Glaube an ein böses Princip, an eine außerhalb unseres Ichs stehende, doch seinen zauberhaften Einfluß, seine Gewalt auf dieses Ich ausübende Kraft ist ja so alt, als das Menschengeschlecht selbst; kein Wunder daher, daß auch in den Alpensagen Monsieur Satan eine der hervorragendsten Rollen spielt. Alle Völker hatten doch diese zerstörende Macht personificirt und kannten sie unter irgend einem Namen als den Widerpart des Princips des Guten. In der Religion der alten Aegypter und Inder findet sich dieses vernichtende Element ebenso vorhanden, wie bei den Christen im Antichrist, und im Mittelalter ist der Teufel gleichfalls eine stehende Figur im Glauben des Volkes.

Der Glaube an den Bösen, selbst wenn er sich auch nicht mit demjenigen an den Satan der Bibel dauernd verkörpert hätte, ist einmal nicht aus dem Geistesleben des Volkes auszurotten; er wurzelt zu tief im Volke und hat längst schon in den Sagen und Mythen desselben Gestalt und Wesen angenommen. Ereignisse in der wilden, sturmreichen Welt der Alpen mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, das vermeintliche Walten des Teufels so prägnant im Glauben unserer Bergvölker hervorzukehren; aber der Keim zu all dem Sagenhaften vom Bösen liegt in der Seele dieses frommgläubigen, gottergebenen Volkes. Er mag aber auch noch herüberdämmern aus der vorchristlichen Periode, aus dem Dämonenhaften des alten Heidenthums, das in diesen Bergen selbst noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung herrschte. Das Phantom des Junkers mit dem Pferdefuß sehen wir bald da, bald dort in den einzelnen Thälern und Schluchten auftauchen. Wir sehen den Teufel als Strafer und Rächer, als Vollzieher des göttlichen Richterspruches, auch als Richter in eigener Sache, sozusagen auf eigene Faust. Er erscheint, ein wahrer Proteus, in allen möglichen denkbaren Gestalten: Als schwarzgekleideter Mann, als altes, buckliges Weib, als Hauskobold im rothen Kleide, als Geizhals, als Bettler, als grüner Jäger, als Müller im mehlbestäubten Gewande. Ebenso häufig zeigt er sich in den verschiedensten Thiergestalten, so z. B. als schwarzer Hund, als schwarzer Gemsbock, als

schwarze Gais, als Katze, als Rabe, als Vogel Greif und in hundert anderen Gestalten.

Alle diese Erscheinungen weiß uns der Volksgeist zu erklären. Wenn wir z. B. wissen wollen, woher es komme, daß der Teufel hinke, so brauchen wir nur um Feistritz in Obersteier darüber nachzufragen.

Einst lebte dort nämlich ein armer Maler, der die berückenden Zauber der Natur in seinen Bildern nicht nur zu fixiren, sondern noch zu übertreffen suchte. Aber sein unsinniges Beginnen gelang nicht, denn die Natur ringsum war doch immer imposanter und größer als die schönste seiner gemalten Landschaften. Er verzweifelte endlich, da ihm seine Ohnmacht immer deutlicher vor Augen kam, zerfiel mit sich und der Welt und rief auf seinen einsamen Waldgängen, da er keine andere Hülfe wußte, den Bösen an. Aus dem Dickicht trat alsbald ein schmucker Jäger, der auf den Erstaunten zuschritt und versprach, dessen Wünsche getreulich zu erfüllen. Ruhm und Geld sollte dem Maler werden, wenn er dem Waidmann binnen Jahresfrist sein erstgeborenes Kind überlasse. Der Maler ging auf den Pact ein, und bald übertrafen seine Bilder an Reiz und Lieblichkeit Alles, was das Auge in der Natur zu erschauen vermochte. Aber es währte nicht allzu lange, so regte sich in dem verblendeten Künstler eine innere Stimme, die ihn drängte, sich dem Priester anzuvertrauen, damit dieser helfe, ihn aus der Gewalt des Bösen zu befreien. Der Geistliche weihte des Malers Wohnung und gab diesem den Rath, dem Teufel am vereinbarten Tage ein porträtähnlich gemaltes Kind an die bezeichnete Felsenstelle zu legen. Der Jäger, welcher Niemand sonst als Satan war, kam und sah, daß man ihn betrogen und überlistet hatte. In seiner grimmen, ungezügelten Wuth zertrümmerte er den Felsen und verletzte sich hierbei das linke Bein so schwer, daß er von jener Stunde an hinkt.

Dem Teufel eine ihm verfallene Seele zu entreißen, war den Aelplern der Sage eine große Freude. Dem Satan Eins aufzubinden oder ihn so recht in die Klemme zu bringen, eine nicht minder große. Bei Kalwang zeigt man eine Felswand mit einem grauen Fleck. Der Böse machte einst jene Gegend unsicher und versuchte arme, schwache Seelen für sich zu gewinnen, so daß die Bewohner in namenloser Furcht lebten. Der hinkende Junker setzte sich auf den erwähnten Felsen, den in einer Nische ein Bild des Gekreuzigten, das er nicht bemerkte, schmückte, und drohte in seinem Unmuthe, die Felswand zu stürzen und so das Oertchen zu vernichten. Aber der Pfarrherr von

Kalwang zog mit dem Allerheiligsten in feierlicher Procession zur Felswand, und durch die Macht des Gebetes und mittelst Weihwasser gelang es, den Teufel an die Wand zu bannen. Als dunkler Fleck sitzt der Junker dort und erwartet den jüngsten Tag . . . Von daher soll auch das Sprichwort: „Den Teufel an die Wand malen“ stammen . . .

Zuweilen kam der Teufel zur Erkenntniß des hohen Grades seiner Verworfenheit und der Summe seiner Uebelthaten. Seine Schlechtigkeiten stiegen ihm sozusagen beklemmend zu Kopf. Dann fühlte er das dringende Bedürfniß, sich rein und weiß zu waschen. Und wo hätte er dies besser und gründlicher zu thun vermocht, als in den stillen, klaren, blauäugigen Seen des Alpenlandes? Aber stets war sein Vorhaben mißlungen. Nur das Wasser des Sees behielt die schwarze Farbe von da an bei, der Teufel aber blieb so schwarz wie vor dem Bade.

Das Volk nennt nun jene düsteren, melancholisch anmuthenden Hochgebirgsseen mit dem dunklen, fast nachtschwarzen Wasser „Teufelsseen“ und meidet sie gerne, da die Oertlichkeit rings um dieselben nicht geheuer scheint. Dem „Teufelssee“, der in der Richtung des Alpendörfchens Wildalpen gegen Eisenerz zu liegt, schreibt das Volk die Macht zu, Mensch und Gethier an sich ziehen zu können. Wer dem nassen Element nahe kommt, wen die Wellen des Sees umspülen, der ist unrettbar verloren. Er ertrinkt und seine Seele gehört dem Teufel.

Ein Wurzelgräber, der sein ganzes Leben in den dortigen Bergen verbrachte, der seine Andacht auch an Sonn- und Feiertagen nur hoch oben im Gebirge verrichtete, dessen Gott die Allmacht und Herrlichkeit der Natur war, schlief einmal unweit des Seeufers ein. Als er, im Traume beängstigt, plötzlich erwachte, fand er sich knapp am Rande des Gestades. Unstreitig hatte ihn der Teufel zu den Fluthen herabgezogen, um ihn darin zu ertränken . . .

Auch das abergläubische Jägervölkchen erzählt Einem in den österreichischen Alpen gar manche Sage vom Bösen. Wenn ein Jäger in verrufenen Wäldern, ehe er noch den ersten Schuß gethan, höhnisches Lachen hört, so ist es gewiß, daß ihm an jenem Tage kein Wild anspringt, daß seine Waidtasche leer bleibt.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1890 in Oesterreich-Ungarn. Ein charakteristischer Zug der modernen Zeit, in dem man ein beredtes Zeugniß für den stetigen Fortschritt unserer Civilisation begrüßen darf, sind die internationalen Vereinbarungen mannigfachster Art unter den Staaten beider Hemisphären, aus denen der Wissenschaft nicht minder wie der Staatsverwaltung reicher Gewinn erwächst. Auch für die Volkszählung sind derartige internationale Bestimmungen getroffen worden, nach denen die Staaten am Ende eines jeden abgelaufenen Jahrzehntes ihre Bevölkerungsbilanz machen und durch welche außerdem in den Hauptmomenten der Erhebung eine Gleichartigkeit hergestellt ist, die nicht allein eine Vergleichung der Veränderungen dieses wichtigsten und werthvollsten Besitzes der Staaten untereinander ermöglichte, sondern auch Anlaß gab, auf dem Vertragswege den wechselseitigen Austausch der Zählungsergebnisse hinsichtlich jener Landeskinder zu erzielen, welche in diesen Staaten zur Zeit der Zählung sich aufhielten. Um das Zustandekommen dieser internationalen Vereinbarungen haben die österreichische wie die ungarische administrative Statistik sich wohl verdient gemacht, und die endgültige Aufarbeitung der durch die Volkszählung vom 31. December 1890 in den beiden Reichshälften gewonnenen Zählungsergebnisse wird in weit höherem Maße wie bisher zur richtigen Erkenntniß und Beurtheilung der socialen und wirthschaftlichen Zustände der Monarchie beitragen.

Die vorläufigen Ergebnisse dieser Volkszählung liegen bereits vor und wurde in Oesterreich, woselbst die durch das Gesetz vom 29. März 1869, R. G. Bl. Nr. 67, vorgezeichnete Organisation der Volkszählung einer schnellen Publication im Wege stand, durch die Verordnung des k. k. Ministeriums des Innern vom 9. August 1890, betreffend die Vornahme der Volkszählung im Jahre 1891, R. G. Bl. Nr. 162, sowie durch den an sämmtliche Landesbehörden gerichteten Erlaß vom 15. Januar 1891, Z. 25682, ermöglicht. Die hierdurch erzielte beschleunigte Bekanntgabe der vorläufigen Ergebnisse dieser umfassenden Erhebung sind von der k. k. statistischen Centralcommission in einer besonderen Publication unter dem Titel: „Vorläufige Ergebnisse der Volkzählung vom 31. December 1890 in den im Reichsrathe vertretenen

Königreichen und Ländern" bei Alfred Hölder in Wien erschienen, während die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung in Ungarn von dem Director des statistischen Landesbureaus Karl Keleti in der außerordentlichen Sitzung der ungarischen Akademie der Wissenschaften vom 11. Februar 1891 bekanntgegeben wurden. Im Nachstehenden sollen, gestützt auf diese Publicationen, die bei der Volkszählung in Oesterreich und Ungarn gewonnenen Hauptresultate zu einem einheitlichen Bilde zusammengefaßt werden.

Der wichtigste Punkt der Volkszählung ist die Constatirung der ortsanwesenden Bevölkerung. In Oesterreich betrug die jährliche Zunahme in der Periode 1869 bis 1880 159.024, während der Periode 1880 bis 1890 aber 167.902 Personen, was eine Abschwächung des Zuwachses für die letzte Periode, und zwar von 0·78 auf 0·76 Procent ergiebt. In Ungarn betrug hingegen die jährliche Zunahme während der Periode 1869 bis 1880 nur 17.545, während der Periode 1880 bis 1890 aber 169.382. Der Zuwachs der ersten Periode entsprach also kaum einem Jahresdurchschnitt von 0·11 Procent, während derselbe in der zweiten Periode auf 10·82 Procent stieg. Wenn zu dieser auffallenden Erscheinung auch bemerkt wird, daß in die Periode von 1869 bis 1880 außer der Handelskrise die Cholera, die unfruchtbaren Jahre, die Ueberschwemmungen u. s. w. und alle Kämpfe und Opfer der volkswirthschaftlichen Reconstruction fallen, so muß man doch andererseits darauf hinweisen, daß gerade in der zweiten Periode 1880 bis 1890 die Auswanderung Ungarn einen sehr bedeutenden Theil seiner Bevölkerung genommen hat, und daß in die Zählperiode vor 1869 der Nothstand von 1863/64 und das Kriegsjahr 1866 fällt, ohne daß derartig auffallende Erscheinungen in dem Bevölkerungszuwachs zu Tage getreten wären, wie in der Periode 1869 bis 1880. Die Richtigkeit der jüngsten Volkszählung soll hier nicht im geringsten in Zweifel gezogen werden und auch nicht die Möglichkeit in Abrede gestellt werden, daß ein Land wie Ungarn einen jährlichen Zuwachs seiner Bevölkerung von 1·08 Procent besitzt; weist doch auch z. B. der Zuwachs der Bevölkerung in Preußen in der Periode 1880 bis 1890 jährlich 1·00 Procent auf, nur scheinen uns die angeführten Ursachen die Thatsache umsoweniger zu erklären, daß der jährliche Bevölkerungszuwachs, der von 1869 bis 1880 kaum 0·11 Procent betrug, von 1880 bis 1890 auf 10·82 Procent stieg, da in dem social und wirthschaftlich so nahe verwandten Oesterreich in den entsprechenden Perioden die Zuwachsquote von 7·8 auf 7·6 Procent fiel. Auch giebt es in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern nur ein Land, welches nur halbwegs ähnliche Verhältnisse wie Ungarn aufweist, das ist Dalmatien. In der Periode 1869 bis 1880 war der jährliche Zuwachs daselbst 4·2, in der Periode 1880 bis 1890 10·1 Procent, und gerade der Charakter dieses Landes läßt vermuthen, daß dieser isolirten Erscheinung ähnliche Ursachen wie in Ungarn, die unseres Erachtens nach aber noch eines befriedigenden Commentars bedürfen, zu Grunde liegen. Zieht man für Oesterreich und Ungarn die beiden hier in Rede stehenden Perioden zu Einer zusammen, so betrug

das jährliche Zuwachsprocent in den Jahren 1869 bis 1890 in Oesterreich 0·8 und in Ungarn 0·5 Procent.

Dieses bestandene Verhältniß hat sich aber in der letzten Zeit zu Gunsten Ungarns verändert, denn mag auch das Zuwachsprocent in der Periode 1869 bis 1880 in Ungarn vielleicht etwas hinter der Wahrheit zurückstehen, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß das Zuwachsverhältniß der Bevölkerung in dem Jahrzehnt 1880 bis 1890 einen entscheidenden Umschlag zu Gunsten Ungarns erfahren hat. Es tritt hier die ganz eigenthümliche Erscheinung in Scene, daß unter so ziemlich gleichen Bedingungen ein vorwiegend agricoler Staat einen vorwiegend industriellen überflügelt hat. Ein Seitenstück hierzu bieten die Ergebnisse der Volkszählung in Oesterreich selbst, wie aus der Tabelle I zu entnehmen ist, denn hier sind es gerade die industriereichen Länder Niederösterreich, Steiermark, Böhmen, Mähren, Schlesien, welche eine Abnahme des procentualen Zuwachses ihrer Bevölkerung in der Zeit von 1880 bis 1890 gegenüber dem Zeitraum von 1869 bis 1880 zu verzeichnen haben, während die vorwiegend Ackerbau treibenden Staaten Oberösterreich, Kärnten, Krain, Galizien, Bukowina, Dalmatien eine steigende Tendenz des Zuwachsprocentes ihrer Bevölkerung bekundet haben. Es verdient dieses eigenartige Verhältniß eine um so eingehendere Würdigung, als — wie wir später sehen werden — das Anwachsen der Städte auf Kosten des freien Landes unvermindert fortwirkt, und doch gerade die Industrie und nicht der Ackerbau die Nährmutter der Städte ist.

Wir lassen nun zunächst eine tabellarische Zusammenstellung der ortsanwesenden Bevölkerung folgen:

Länder	Ortsanwesende Bevölkerung			Zunahme der Bevölkerung			
				1880 gegen 1869		1890 gegen 1880	
	1869	1880	1890	absolut	in Procenten	absolut	in Procenten
Niederösterr. . .	1,990.708	2,330.621	2,651.530	339.913	17·1	320.909	13·8
Oberösterreich .	736.557	759.620	783.576	23.063	3·1	23.956	3·2
Salzburg . . .	153.159	163.570	173.872	10.411	6·8	10.302	6·3
Steiermark . .	1,137.990	1,213.597	1,281.023	75.607	6·6	67.426	5·6
Kärnten	337.694	348.730	360.443	11.036	3·3	11.713	3·4
Krain	466.334	481.243	498 390	14.909	3·2	17.147	3·6
Triest u. Gebiet		144.844	157.648			12.804	8·8
Görz u. Gradiska	600.525	211.084	219.996	47.409	7·9	8.912	4·2
Istrien		292.006	318.209			26.203	9·0
Tirol	885.789	805.176	812.704	26.760	3·0	7.528	0·9
Vorarlberg . .		107.373	116.216			8.843	8·2
Böhmen	5,140.544	5,560.819	5,837.603	420.275	8·2	276.784	5·0
Mähren	2,017.274	2,153,407	2,272.856	136.133	6·7	119.449	5·5
Schlesien . . .	513·352	565.475	602.117	52.123	10·1	36.642	6·5
Galizien . .	5,444.689	5,958.907	6,578.364	514.218	9·4	619.457	10·4
Bukowina . . .	513.404	571.671	646.607	58.267	11·3	74.936	13·1
Dalmatien . . .	456.961	476.101	524.107	19.140	4·2	48.006	10·1
Im Ganzen .	20,394.980	22,144.244	23,835.261	1,794.264	8·6	1,691.017	7·6

Ferner betrug die anwesende bürgerliche Bevölkerung

	Im Jahre 1890	im Jahre 1880	also im Jahre 1890 mehr
in Ungarn . . .	15,122.514	13,728.622	1,393.892 = 10·15 Proc.
„ Fiume u. dessen Gebiet	29.001	20.981	8.020 = 38·22 „
„ Kroatien und Slavonien . .	2,184.414	1,892.499	291.915 = 15·42 „
Insgesammt .	17,335.929	15,642.102	1,693.827 = 10·82 Proc.

Hierzu tritt noch das in den Ländern der Stephanskrone activ dienende Militär mit 91.396, die königlich ungarische Honvéd mit 16,074 und die königlich ungarische Gendarmerie mit 6306, insgesammt mit 113.776 Mann, so daß sich die Zahl der thatsächlich Anwesenden auf 17,449.705 beläuft. Es beträgt also die Gesammtziffer der ortsanwesenden Bevölkerung in Oesterreich 23,835.261
„ Ungarn 17,449.715
und es wurden somit in der österr.-ungar.
Monarchie . . . . 41,284.976 ortsanwesende Bewohner am 31. December 1890 constatirt.

Von großem Einfluß auf die Entwickelung der Volkszahl sind die Formen ihrer Ansiedelung je nach der Größe der Wohnplätze. In Oesterreich bestanden, nach sechs besonders charakteristischen Größenkategorien gegliedert, im Jahre 1890 gegen 1880:

Ortsgemeinden	im Jahre 1880	im Jahre 1890
mit weniger als 2.000 Einwohnern	25.696	25.986
„ 2.000 bis 5.000 „	1.431	1.532
„ 5.000 „ 10.000 „	197	226
„ 10.000 „ 20.000 „	70	75
„ 20.000 „ 50.000 „	32	27
„ 50.000 „ 100.000 „	4	4
„ mehr als 100.000 „	4	5
im Ganzen	27.434	27.855

Ortsgemeinden mit 2000 Einwohnern und darüber bestanden danach im Jahre 1880 1738, 1890 aber 1869.

Während des letzten Jahrzehntes haben sich vermehrt (+), beziehungsweise vermindert (—) die Ortsgemeinden:

	absolut	in Procenten
mit weniger als 2.000 Einwohnern	+290	+ 1·1
„ 2.000 bis 5.000 „	+101	+ 7·0
„ 5.000 „ 10.000 „	+ 29	+14·7
„ 10.000 „ 20.000 „	+ 5	+ 7·1
„ 20.000 „ 50.000 „	— 5	—15·6
„ 50.000 „ 100.000 „	—	—
„ mehr als 100.000 „	+ 1	+25·0
im Ganzen	+421	+ 1·5

In den beiden obersten Kategorien ist dadurch eine Verschiebung eingetreten, daß Graz nunmehr die Grenze von 100.000 Einwohnern und Czernowitz jene von 50.000 Einwohnern überschritten hat. Die Städte, welche die beiden obersten Kategorien bilden, sind, der Größe nach geordnet:

Wien	mit	1,355.255	Einwohnern
Prag	„	183.085	„
Triest	„	157.648	„
Lemberg	„	127.638	„
Graz	„	112.771	„
Brünn	„	94.753	„
Krakau	„	75.514	„
Czernowitz	„	54.040	„

In den vorstehenden Betrachtungen haben wir bereits darauf hingewiesen, daß ein auffallender Unterschied in der Zuwachsrate der Gemeinden mit vorwiegend ländlichem und der Gemeinden mit vorwiegend städtischem Charakter zu Tage tritt. Nimmt man als Scheidegrenze zwischen derartigen Gemeinden die Einwohnerzahl von 2000, so zeigen sich folgende Verschiebungen. Von je 100 Personen der Gesammtbevölkerung wurden ermittelt:

in Ortsgemeinden	im Jahre 1880	im Jahre 1890
mit weniger als 2.000 Einwohner . . .	61·59	59·22
„ 2.000 bis 5.000 „	18·42	18·31
„ 5.000 „ 10.000 „	5·34	6·26
„ 10.000 „ 20.000 „	4·12	4·20
„ 20.000 „ 50.000 „	4·03	2·76
„ 50.000 „ 100.000 „	1·38	1·13
„ mehr als 100.000 „ . . .	5·12	8·12
überhaupt in Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern	38·41	40·78

Die Bevölkerung der Landgemeinden hat um 3·50, jene der Stadtgemeinden aber 14·26 Procent zugenommen. Die letztere steht erheblich über, die erstere erheblich unter dem Staatsdurchschnitt, welcher 7·64 Procent beträgt. Der im Allgemeinen zutreffende Ausspruch, daß, je größer ein Gemeinwesen, desto rascher und intensiver sei innerhalb dieser Grenze während des letzten Jahrzehntes nicht nur absolut, sondern auch relativ genommen, seine weitere Volkszunahme vor sich gegangen, erfährt gerade in den eigentlichen Großstädten von über 10.000 Einwohnern eine Correctur.

Faßt man nämlich die Bevölkerungszahlen der Gemeinden mit 10.000 bis über 100.000 Einwohnern zusammen, so findet man, daß dieselben innerhalb des letzten Jahrzehntes nur um 621 467 Einwohner oder 9·15 Procent zugenommen haben.

In Ungarn hat sich die Bevölkerung der 136 Städte von 2,130.294 auf 2,451.136 Seelen erhöht, was einer 15·06procentigen Zunahme entspricht. Unter den 97 Städten, welche eine Bevölkerung von mehr als 5000 Seelen besitzen, sind im letzten Jahrzehnt folgende Veränderungen eingetreten. Es waren:

	im Jahre 1890	im Jahre 1880
Städte mit über 5.000 Seelen	30	34
" " " 10.000 "	30	33
" " " 20.000 "	19	20
" " " 30.000 "	8	3
" " " 40.000 "	4	2
" " " 50.000 "	3	2
" " " 60.000 "	—	1
" " " 70.000 "	1	1
" " " 80.000 "	1	—
" " " 100.000 "	1	1

An erster Stelle steht Budapest mit einer Zunahme von 37·19 Procent, während Wien eine Zunahme von 21·9 Procent aufweist. (Es ist hierunter das durch das Gesetz vom 19. December 1890 umschriebene Gemeindegebiet der Stadt Wien zu verstehen.) Dann folgt Marmaros-Sziget, Altsohl und Kaposvár mit einem Zuwachs von mehr als 30, Miskolcz mit einer Zunahme von 25·19, dann Großwardein, Steinamanger, Zala-Egerszég und noch drei andere Städte mit einem Zuwachs von mehr als 20 Procent, ferner 11 Städte mit einem Zuwachs von 15 bis 18, 19 Städte mit einem solchen von 11 bis 15 und 8 mit einem solchen über 10 Procent.

Ferner hat die Stadt Fiume um mehr als 8000 Seelen zugenommen und ist auch Kroatien und Slavonien hinsichtlich der Zunahme der städtischen Bevölkerung nicht hinter dem Mutterlande zurückgeblieben. Agram und Mitrowitz ergeben eine Zunahme von über 30, Belovar und Brood über 20, Karlowitz und Sissek über 10 bis 12 Procent.

Ein Vergleich zwischen den Wachsthumverhältnissen der österreichischen und ungarischen Städte läßt sich aus diesen ganz allgemein gehaltenen provisorischen und auf verschiedener Grundlage aufgebauten Daten nicht herstellen, aber man dürfte nicht fehlgehen, wenn man aus denselben den Schluß zieht, daß die Entwickelung der Städte in Oesterreich und Ungarn in der Zeit von 1880 bis 1890 im Großen und Ganzen eine gleichartige gewesen ist.

Wir gehen nunmehr über zur Betrachtung der Veränderungen, welche die Wohngebäude in der Zählungsperiode von 1880 bis 1890 in Oesterreich und Ungarn erfahren haben und deren Resultate ein Kriterium abzugeben vermögen für die Entwickelung der Vermögensverhältnisse der Bevölkerung.

In der nachstehenden Tabelle geben wir zunächst die Ergebnisse der Zählung der Wohngebäude in Oesterreich im Jahre 1890, verglichen mit den Ergebnissen der Zählung von 1880.

Länder	Anzahl der Wohngebäude			Zunahme (+), bezw. Abnahme (—)			
				1880 gegen 1869		1890 gegen 1880	
	1869	1880	1890	absolut	in Procenten	absolut	in Procenten
Niederöst.	183.218	197.245	120.373	+ 14.027	+ 7·59	+ 13.128	+ 6·66
Oberösterr.	110.499	114.444	115.745	+ 3.945	+ 3·30	+ 1.301	+ 1·14
Salzburg .	25.311	26.452	26.767	+ 1.141	+ 4·40	+ 315	+ 1·19
Steiermark	179.048	188.460	193.369	+ 9.412	+ 5·17	+ 4.409	+ 2·61
Kärnten .	50.279	49.420	49.701	— 859	— 1·76	+ 281	+ 0·57
Krain . .	75.550	79.203	83.894	+ 3.653	+ 4·73	+ 4.691	+ 5·92
Triest und Gebiet .	6.357	7.739	8.277	+ 1.382	+ 21·67	+ 538	+ 6·95
Görz und Gradiska	31.893	34.975	36.695	+ 3.082	+ 9·57	+ 1.720	+ 4·92
Istrien . .	47.093	51.066	56 389	+ 3.973	+ 8·36	+ 5.323	+ 10·42
Tirol . .	119.712	125.029	129.611	+ 5.317	+ 4·40	+ 4.582	+ 3·67
Vorarlberg	20.033	22.290	23.762	+ 2.257	+ 11·27	+ 1.472	+ 6 60
Böhmen .	647.775	697.645	727.352	+ 49.870	+ 7·59	+ 29.707	+ 4·26
Mähren .	286.412	308.737	325.337	+ 22.325	+ 7·70	+ 16.000	+ 5·38
Schlesien .	63.591	70 832	71.664	+ 7.241	+ 11·33	+ 832	+ 1·17
Galizien .	855.949	959.852	1,029.368	+ 103.903	+ 12·10	+ 69 516	+ 7·24
Bukowina	98.096	113.784	127.884	+ 15.688	+ 15·95	+ 14.100	+ 12·39
Dalmatien	86.543	100 729	115.368	+ 14.186	+ 16·39	+ 14.639	+ 14·53
Im Ganzen	2,887.359	3,147.902	3,331.556	+ 260.543	+ 9·02	+ 183.654	+ 5·83

In Ungarn hat diese Zählung, verglichen mit jener vom Jahre 1880, folgende Resultate zu Tage gefördert. Die Zahl der Häuser betrug:

	Im Jahre 1890	1880	1890 mehr	Zunahme 1890 gegen 1880
In Ungarn	2,543.086	2,299.366	243.720	10·59 Procent
„ Fiume und Gebiet	1.831	1.503	328	21·82 „
„ Kroatien und Slavonien	344.565	276.554	68.011	24·59 „
Zusammen	2,889.482	2,577.423	312.059	12·10 Procent

Den vorstehenden Daten ist zu entnehmen, daß die Zunahme in der Bauthätigkeit gegenüber der Bevölkerungszunahme in Oesterreich schwächer und in Ungarn stärker war, während im Gesammtgebiet der Monarchie zwischen diesen beiden Factoren fast eine Ausgleichung stattfand. Wir finden nämlich in der Periode 1880 bis 1890 eine Zunahme

	der Häuser	der Bevölkerung
in Oesterreich . . .	5·83 Procent	7·6 Procent
„ Ungarn	12·10 „	10·82 „
„ der Oesterr.-Ungarischen Monarchie .	8·66 „	8·95 „

Aus der Tabelle für Oesterreich ergiebt sich ferner, daß in den industriereichen Ländern Niederösterreich, Steiermark, Böhmen, Mähren und Schlesien eine sehr starke Abschwächung des Zuwachses zu verzeichnen ist, während in Galizien, der Bukowina und in Dalmatien die Zunahme der Gebäude erheblich über dem Staatsdurchschnitt steht. In Ungarn ist im Mutterland zwischen der Vermehrung der Bevölkerung und der Steigerung der Häuserzahl kaum ein halbes Procent Unterschied. In Fiume blieb die Zunahme der Häuser hinter der der Bevölkerung um 16·4 Procent zurück, was aus dessen Charakter als Hafenstadt zu erklären ist, der auf engem Raume die Erbauung mehrere Stockwerke hoher Häuser bedingt. In Kroatien und Slavonien wird die Bevölkerungszunahme von jener der Häuser um 9·17 Procent überschritten.

Wir schließen dieser Uebersicht noch zwei für die österreichischen Verhältnisse interessante Ergebnisse der jüngsten Volkszählung in Tabellenform an. Von ungarischer Seite liegen in dieser Richtung noch keine Publicationen vor.

Das erstere Moment betrifft die in dem Verhältniß der Volkszahl zu der Einheit des Flächenmaßes ausgedrückte Dichtigkeit der Bevölkerung nach dem Stande vom 31. December 1880 und 1890 für die einzelnen im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder.

Länder	Auf 1 Quadratkilometer kommen Bewohner		Reihenfolge der Länder nach		Jährliches Zuwachsprocent	
	1880	1890	der Dichtigkeit 1890	den Zuwachsprocenten 1890	1869 bis 1880	1880 bis 1890
Niederösterreich . .	118	134	2	1	1·55	1·38
Oberösterreich . . .	63	65	8	16	0·28	0·32
Salzburg	23	24	17	9	0·62	0·63
Steiermark	54	57	11	10	0·60	0·54
Kärnten	34	35	15	15	0·30	0·33
Krain	48	50	12	14	0·29	0·36
Triest und Gebiet .	1.531	1.659	1	6	0·72	0·88
Görz und Gradiska	72	75	7	13		0·42
Istrien	59	64	10	5		0·90
Tirol	30	30	16	17	0·27	0·09
Vorarlberg	41	45	13	7		0·82
Böhmen	107	112	4	12	0·74	0·50
Mähren	97	102	5	11	0·61	0·55
Schlesien	110	17	3	8	0·92	0·65
Galizien	76	84	6	3	0·86	1·04
Bukowina . . .	55	62	9	2	1·03	1·31
Dalmatien	37	41	14	4	0·38	1·01
Im Ganzen .	74	79	.	.	0·78	0·76

Auch in dieser Tabelle tritt der von uns mehrfach erwähnte Unterschied in der Entwickelung der vorwiegend Ackerbau und der vorwiegend

Industrie treibenden Länder hervor und wird von dem Präsidenten der k. k. statistischen Centralcommission Herrn Sectionschef Dr. v. Inama-Sternegg und dem Hofconcipisten Dr. Heinrich Rauchberg, welche die Einleitung zu dem obcitirten Tabellenwerke über die jüngste Volkszählung unterzeichnet haben, mit folgender Bemerkung begleitet: „Aus der Vergleichung der Differenz der jährlichen Zuwachsprocente der einzelnen Länder für die letzte und die vorletzte Zählungsperiode ergiebt sich, daß bei gewissen Ländern, so insbesondere bei Böhmen, Mähren und Schlesien bei einer bestimmten Dichtigkeitsstufe, nach Maßgabe der obwaltenden Verhältnisse, gleichsam der Sättigkeitspunkt erreicht worden ist, mit dessen Ueberschreitung zugleich eine Verlangsamung des Ganges der Volksvermehrung eintritt, während bei anderen, so besonders Galizien und der Bukowina, die gewissermaßen den Charakter von Colonialland aufweisen, die gesteigerte Dichtigkeit auch mit der Vergrößerung des Zuwachsprocentes Hand in Hand geht."

Das zweite Moment betrifft den Einfluß der natürlichen und der Wanderbewegung der Bevölkerung auf die Gestaltung der Volkszahl. Diese Berechnung, welche sich naturgemäß blos auf die Civilbevölkerung beziehen kann, wird in der nachfolgenden Tabelle angestellt.

Länder	Civilbevölkerung nach dem Stande vom 31. December 1880	Geburtenüberschuß vom 31. December 1880 bis zum 31. Dec. 1890	Danach für den Stand vom 31. December 1890 berechnete Civilbevölkerung	Am 31. December 1890 factisch gezählte Civilbevölkerung	Einwanderung (+), bezw. Auswanderung (—) 1880 bis 1890
Niederösterreich	2,298.995	162.825	2,461.820	2.620,167	+ 158.347
Oberösterreich	754.521	29.055	783.576	777.780	— 5.796
Salzburg . .	162.041	5.181	167.222	172.288	+ 5.066
Steiermark . .	1,204.051	62.599	1,266.650	1,272.980	+ 6.330
Kärnten	345.056	20.107	365.163	356.729	— 8.434
Krain	478.976	39.811	518.787	496.126	— 22.661
Triest u. Gebiet	141.709	4.461	146.170	155.653	+ 9.483
Görz u. Gradiska	209.538	22.329	231.867	218.844	— 13.023
Istrien	283.720	30.793	314.513	309.579	— 4.934
Tirol	797.040	29.300	826.340	804.818	— 21.522
Vorarlberg . .	107.244	4.777	112.021	115.783	+ 3.762
Böhmen	5,529.122	489.509	6,018.631	5,803.211	— 215.420
Mähren	2,138.341	185.190	2,323.531	2,257.868	— 65.663
Schlesien . . .	563.355	48.782	612.137	599.193	— 12.944
Galizien	5,926 172	716.654	6,642.826	6,524.963	— 117.863
Bukowina . . .	571.295	76.482	646.777	643.063	— 3.714
Dalmatien . . .	471.645	67 132	538.777	618.709	— 20.068
Im Ganzen	21,981.821	1,994.987	23.976.807	23,647.754	— 329.054

Während der Zeit vom 31. December 1880 bis zum 31. December 1890 wurden demnach in dem im Reichsrathe vertretenen Ländergebiet um 1,994.987 Personen mehr lebend geboren als im gleichen Zeitrau

gestorben sind. Werden dieselben zu der am 31. December 1880 ermittelten Civilbevölkerung von 21,981.821 Personen hinzugerechnet, so ergiebt sich für den 31. December 1890 ein Bevölkerungsstand von 23,976.808 Personen. Da aber nach dem Stande von diesem Tage blos eine Civilbevölkerung von 23,647.754 Personen ermittelt wurde, so muß angenommen werden, daß während des letzten Jahrzehntes um 329.054 Personen mehr aus dem im Reichsrathe vertretenen Ländergebiet ausgewandert als in dasselbe eingewandert sind.

Nach den in Amerika gemachten Aufzeichnungen dürften aus den im Reichsrathe vertretenen Ländern in dem letzten Jahrzehnt rund 258.000 Personen dorthin ausgewandert sein gegen rund 75.000 Personen in dem Zeitraum von 1870 bis 1880. Dazu kommt, daß die Auswanderung nach einzelnen Staaten Südamerikas erst während des letzten Jahrzehntes beträchtlichen Umfang angenommen hat und daß die Zahl diesseitiger Staatsangehöriger im Deutschen Reiche und in den Ländern der Balkanhalbinsel in stetiger und rascher Vermehrung begriffen ist, wodurch der Ueberschuß der Auswanderung über die Einwanderung im Betrage von 329.000 Personen als gedeckt erscheinen dürfte. Die weitere Aufbereitung der Ergebnisse der Volkszählung vermag nach ihrer Anlage und durch die zur Verfügung stehenden außerordentlichen technischen Hülfsmittel nicht allein ein getreues Bild der Wanderbewegung der Bevölkerung im Inlande und durch die von uns anfangs erwähnten internationalen Vereinbarungen ebenso für die Wanderbewegung nach dem Auslande zu bieten, sondern auch zur Klärung einer ganzen Reihe socialer und wirthschaftlicher Fragen die allerbesten Dienste der Staatswohlfahrt zu leisten.

Dr. Joh. B. Meyer.

Deutsche Kaiser und Könige in Straßburg von Hermann Ludwig (v. Jan). Straßburg 1889, C. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung Fr. Bull. Der Bau des neuen Kaiserpalastes in Straßburg hat den Verfasser veranlaßt, „den Blick zurückzuwenden auf die oftmalige Anwesenheit deutscher Kaiser und Könige daselbst während des allmählichen Wachsthums und der mehrfachen Wandlungen Straßburgs, auf dessen rege Wechselbeziehungen zu Kaiser und Reich." Der Inhalt des Buches ist aber ein viel reichhaltigerer, als der Titel erwarten läßt. Denn nicht blos wurde den einzelnen Abschnitten, welche aus der Entwickelung der Stadt sich ergaben, ein culturgeschichtliches Bild derselben vorangestellt, sondern es geht dem eigentlichen Gegenstande des Werkes noch ein umfangreiches Capitel voraus, welches Straßburgs Wechselbeziehungen zu Kaiser und Reich während seiner allmählichen Entwickelung behandelt.

Die Quellen für die Geschichte Straßburgs sind trotz der Vernichtung der ehemaligen Stadtbibliothek durch das deutsche Bombardement so reichhaltig wie für wenige deutsche Reichsstädte, und der Verfasser hat es verstanden, sie zu sammeln und mit kritischem Blicke die unechten von den echten zu scheiden. Doch wird der Genuß des Lesers nie durch gelehrten Ballast beeinträchtigt, da die nothwendigen Quellennachweise und

die Erörterung von Streitfragen in einen kurzen Anhang verwiesen sind. Die Darstellung ist immer fesselnd und besonders tritt die Begabung des Verfassers für culturhistorische Schilderungen hervor. Wir können uns nicht enthalten, einige Beispiele anzuführen.

Seite 71 wird uns ein Bild der äußeren Erscheinung „der fränkisch-alemannischen Ackerstadt, deren Seelenzahl während ihrer höchsten Blüthe unter Karl dem Großen die erste Hälfte des zweiten Tausend nicht überschritten haben dürfte,“ vor Augen geführt:

„In unregelmäßigen Gassen lagen ebenso willkürlich zerstreut in weiteren oder geringeren Abständen die verschiedenartigen Behausungen: der alemannische Bauernhof mit seinen umfriedigten, ins Geviert gestellten, strohgedeckten, hölzernen Wohnungs- und Wirthschaftsräumen, die Hütten Leibeigener und Höriger aus mit Geflecht ausgefülltem, mit Lehm bekleidetem Fachwerk, die größeren Hofstätten mit dem Hause fränkisch-oberdeutscher Art, welch letzteres gleichfalls größtentheils aus Holz bestand und auf einem Pfahlunterbau ruhte. Ein alemannischer Geschichtschreiber des 9. Jahrhunderts berichtet, daß zu Karls des Großen Zeit die Häuser der Vornehmen auf solche Weise gebaut gewesen seien, so daß unter ihnen Mannschaften und Diener der kaiserlichen Lehensleute, wie überhaupt Menschen aller Art vor Schnee und Regen, Frost und Sonnenbrand Schutz finden konnten. Die Thür führte unmittelbar in den Hauptraum des Hauses, dessen Mitte der breite Herd einnahm, die uralte Vereinigungsstätte der Hausgenossen und Gäste, an der sich das ganze Leben der Familie abspielte. Ueber demselben gewährte eine größere Oeffnung in dem Strohdache, die ihrerseits durch ein kleineres, manchmal mit einem Thürmchen geziertes geschützt war, dem Rauche des Feuers Abzug und spendete zugleich das Licht. Ein geschlossener Wohnraum, den Verhältnissen des Besitzers entsprechend auch mehrere durch Bretterwände geschiedene Kammern reihten sich um diesen rauchgeschwärzten Mittelpunkt des Hauses. Die Vorhalle des letzteren war mitunter rechts und links von der Eingangsthür durch Verschläge abgetheilt, welche als Schlafräume des Gesindes dienten. Ganz vereinzelt ragte zwischen derartigen Gebäuden da und dort der kleine Thurm eines der wenigen hölzernen Gotteshäuser hervor. Mit lebendigen Hecken umschlossene Aecker, auf welchen der pflügende Knecht die Ochsen antrieb, von Pfahlzäunen umgebene Gärten, in denen Obstbäume ihr blüthenduftendes oder fruchtbeladenes Haupt erhoben, trennten die Häuser und Höfe. Auf der Koppeltrift weideten die an den Füßen gefesselten Pferde oder die mit Schellen versehene Rinderheerde; weiterhin, im Eich- oder Buchwalde, ertönte das Horn des Schweinehirten und das Gebell seiner die Borstenthiere zusammenhaltenden Hunde. An den ersten Hügelwellen des Wasgaus grünte der Weinstock, während eine für das Gepräge der Gegend bezeichnende Menge von Wasserläufen ein vielfach sumpfiges Gebiet durchzog, und, näher an der Stadt als heute, die Wogen des Rheins wild und ungestüm zahlreiche mit Baumwuchs bedeckte Werder umrauschten.“

Noch vier Jahrhunderte später war Straßburg vorherrschend „Ackerstadt, in welcher der eintönige Schlag des Dreschflegels, das Brüllen des

Viehs nicht zu den ungewohnten Lauten gehörten" (Seite 89 f.). „Noch im 13. Jahrhundert gab es steinerne Häuser nur in sehr beschränkter Zahl; die große Mehrheit war aus Holz oder Fachwerk ausgeführt, mit Stroh oder Schilf gedeckt, eingeengt von Ställen und Schuppen und von den ländlichen Behausungen nicht verschieden. Die „„Höfe"" der höheren Geistlichkeit und des Adels zeigten allerdings vielfach bequemere und anmuthigere Verhältnisse. Durch ein eine Sackgasse bildendes Gewirr von Hütten und Häuschen, in denen ursprünglich wohl Hörige des betreffenden Besitzers angesiedelt gewesen sein mochten, gelangte man, oft durch mehrere Hofräume, woselbst damals noch Stadel und Viehstall auf landwirthschaftlichen Betrieb deuteten, und den mit Obst- und Zierbäumen bestandenen Gärten zu dem freistehenden, meist stattlichen, mit Erkern, Söllern oder Thürmchen geziertem, hochgiebeligen steinernen Hauptgebäude."

Es fehlt uns der Raum, die Entwickelung des äußeren Ansehens der Stadt weiter zu verfolgen. Nur ein Bild des Treibens der Bürgerschaft nach dem Eintritte der Abendruhe aus dem Ende des Mittelalters (Seite 133) mitzutheilen, können wir uns nicht versagen:

„Hatte mit dem Sinken des Tages der Handels- und gewerbliche Verkehr auf Straßen und Plätzen sein Ende gefunden, war der Lärm der Werkstätten verstummt, so füllten sich die Trinkstuben und Schenken. War doch ohnehin dem Handwerker der Feuersgefahr wegen die Arbeit bei Licht vielfach verboten und trieb ihn in der heißen Jahreszeit schon die Schwüle des Raumes, in dem er tagsüber seinem übrigens, soweit es irgend anging, auf die Straße hinaus geübten Gewerbe oblag, aus dem Hause, zum Abendtrunk an kühlem Orte im Kreise der Genossen, zum Meinungsaustausch über Angelegenheiten des Gewerbes, der Zunft, der Stadt, über einheimischen Zwist und Streit und auswärtige Kriegshändel."

„Der Sommerabend versammelte die Frauen zum Klatsch vor dem Hausthor, „„auf der Klapperbank"", wie Murner sagt; das junge Volk tauschte, die Mädchen von Thüren und Fenstern, die Burschen von der Straße aus Scherzreden oder besprachen wohl eine wunderliche Neuigkeit, von welcher der Markttag Kunde in die Stadt gebracht hatte, während die Kinder, wie zu allen Zeiten, die Gasse zu ihren lärmenden Spielen benutzten. Bevorzugt wurden zu letzteren die „„Leichhöfe"", deren es in jenen Tagen im Innern der Stadt bei jeder Kirche einen gab und auf dem, ungeachtet des daselbst befindlichen „„Gerners"" (Beinhaus) und trotz Rathsverbotes, sich auch wohl die erwachsene Jugend einen Reigen und Rundgesang gestattete, wenn ein fahrender Spielmann oder ein liederreicher Bursch zufällig ihre Kunst trieben."

Einen nicht geringen Schmuck dieses prachtvoll ausgestatteten Werkes bilden die zahlreichen Abbildungen von Ansichten der Stadt oder einzelnen interessanten Gebäuden (darunter auch der neue Kaiserpalast), von Bildnissen, Siegeln, Namenszeichen oder Unterschriften deutscher Kaiser, Münzen und Denkmünzen u. s. w.

Das „Straßburger Kaiserbuch" kann daher Jedem empfohlen werden, der aus der Geschichte einer der hervorragendsten deutschen Städte die Entwickelung des deutschen Bürgerthums überhaupt kennen lernen will.

A. Huber.

Das Fürstenthum Bulgarien. Seine Bodengestaltung, Natur, Bevölkerung, wirthschaftliche Zustände, geistige Cultur, Staatsverfassung, Staatsverwaltung und neueste Geschichte. Von Dr. Constantin Jireček. Mit 42 Abbildungen und einer Karte. Prag, Wien, Leipzig bei F. Tempsky und G. Freytag 1891. Gr. 8°, XVI und 573 S.

Dieses jüngst erschienene Werk bietet nicht allein das Neueste, sondern auch das Beste und Vollständigste, was über Bulgarien überhaupt und insbesondere über die neuere Geschichte und die wirthschaftlichen Verhältnisse dieses Landes geschrieben worden ist, denn dem Verfasser kamen außer seinen mannigfachen und eingehenden Studien auf dem Gebiete der Historie, der Ethnographie, der Sprachenkunde und der Staatswirthschaft im Bereiche der Balkanhalbinsel seine durch eine mehrjährige (1879 bis 1884) hohe Staatsstellung in Bulgarien gewonnenen Erfahrungen und die als Folge daraus bisher aufrecht erhaltenen Beziehungen zu den maßgebenden Kreisen der einheimischen Gesellschaft zu Statten.

Das Buch zerfällt in zwei Theile und neun Bücher. Der erste Theil ist betitelt „Der bulgarische Staat." Das erste Buch enthält eine geographische Uebersicht, Daten über die Grenzen und das Areal des Fürstenthums (99.276 Quadratkilometer), seine Orographie und Hydrographie, sowie einige Bemerkungen über das noch wenig studirte Klima; daran schließt sich ein geologisches Capitel aus Feder des unermüdlichen Wiener Balkanforschers Professor Dr. Toula, ein botanisches von dem Prager Docenten Dr. Velenovský, dessen „Flora Bulgarica" demnächst erscheinen wird, und einige Notizen des Verfassers über die fast noch unerforschte Fauna. Das zweite Buch beschäftigt sich mit der Bevölkerungsstatistik. Das Fürstenthum hatte nach der Volkszählung vom 1. (13.) Januar 1888 3,154.375 Einwohner, davon 2,326.250 Bulgaren. Als Historiker widmet der Verfasser eine eingehende Würdigung allen Völkern des Landes, sowohl den Bulgaren, Türken und Griechen, als auch den nur fragmentarisch vorhandenen Rumänen (besonders den Wanderhirten der Gebirge), Zigeunern, Armeniern, spanischen Juden, Tataren, Albanesen, ja selbst den bis auf wenige Köpfe seit der Einwanderung von 1864 verschwundenen Tscherkessen. Eine Entdeckung Dr. Jireček's sind die christianisirten Ueberreste des mittelalterlichen türkischen Volkes der Kumanen, die türkisch sprechenden Christen der Pontuslandschaften. Die Typen, Sitten, Trachten, socialen Zustände, Sprachen, Lieder u. s. w. dieser Völker werden ausführlich vorgeführt auf Grund von Erfahrungen, wie sie der Verfasser bei seiner Beschäftigung, welche ihn abwechselnd vom fürstlichen Palast und den Häusern der Großen von Sofia, bei Schulinspectionen und wissenschaftlichen Touren bis in entlegene Bauerngehöfte und Hirtenhütten führte, sammeln konnte.

Sehr viel Neues enthält das dritte Buch über die Volkswirthschaft; hat doch Emile de Laveleye noch jüngst in seinem bekannten Werk über die Balkanhalbinsel (1886) aus Mangel an Material die 45 Jahre ältere Skizze über das bulgarische Wirthschaftsleben von Adolf Blanqui (1841) einfach getreu abdrucken lassen. Jireček schildert das Dorf, die Stadt, die Landwirthschaft, die Viehzucht, die Agrarverhältnisse (er war auch Mitglied der Küstendiler Commission zum Studium der dortigen Agrarfrage zwischen türkischen Beys und bulgarischen Bauern), Handwerk und Industrie, einheimische Arbeiterassociationen, Jagd und Fischerei, die Anfänge der rationellen Forstwirthschaft, den Bergbau, Handel, Maße und Gewichte, Münzwesen, Communicationen, Posten, Telegraphen und Geldinstitute, Alles nach officiellen statistischen Daten und mit historischen Erörterungen über die Entwickelung dieser Zustände. Das vierte Buch bespricht die geistige Cultur, die religiösen Verhältnisse (mit Beschreibung der bulgarischen Kirchenorganisation), das Unterrichtswesen (der Verfasser war unter Fürst Alexander einmal auch Unterrichtsminister des jungen Staates), die rasch aufstrebende neubulgarische Literatur und die historischen Denkmäler des Landes. Das fünfte Buch führt die Staatsverwaltung vor, die noch immer gültige Verfassung von 1879 (dieselbe ist in der Beilage ganz in deutscher Uebersetzung mitgetheilt), die Finanzen, in denen sich die Bulgaren durch verständige Sparsamkeit auszeichnen, die politische Verwaltung mit Uebersicht der Landeseintheilung und kurzer Geschichte des Brigantenunwesens und die Heeresorganisation. Eine Glanzpartie des Buches ist das Capitel „Das politische Leben" (S. 286 ff.). Das sechste Buch giebt einen Ueberblick der neuesten Geschichte von den Verschwörungen und Aufstandsversuchen seit 1862 bis zur Wahl des Fürsten Ferdinand 1887, annalistisch nüchtern und knapp; vielleicht gedenkt der Verfasser sich über den selbsterlebten Theil einmal ausführlicher hören zu lassen.

Der zweite Theil ist betitelt: „Bulgarische Landschaften", in drei Büchern. Wir erhalten darin die Beschreibung der Hauptstädte Sofia, Philippopel und Tirnowo, der Bergländer des Westens und Südens (Balkan, Rhodope, Rila u. s. w.) und des Küstenlandes am Schwarzen Meer sammt allen großen Routen durch das Land. Einige entlegene Gebiete, wie die centrale Sredna Gora und die Gebirge um Küstendil herum, sind darin zum ersten Male in der geographischen Weltliteratur beschrieben.

Das ganze Buch ist ernst und wissenschaftlich gehalten, aber selbst bei der Menge statistischer Ziffern klar und übersichtlich geschrieben. Es kann dem Verfasser als Verdienst angerechnet werden, daß er, trotz eines gewaltigen Materials über ein Land, des an Areal Portugal, Irland oder Bayern um ein Geringes übertrifft und mehr als doppelt so groß ist als die Schweiz, alles Wissenswerthe in einem einzigen Band unterzubringen verstand. Die politische und wirthschaftliche Entwickelung des Landes betrachtet er stets im Vergleich mit den übrigen „christlichen Kleinstaaten" des Orientes, mit Serbien, Griechenland und Rumänien, als Erscheinungen eines ähnlichen Processes auf verwandtem Boden.

Die typographische Ausstattung des Buches ist gelungen; nur hätte die Verlagsbuchhandlung nicht mit Illustrationen sparen sollen, besonders in den Städteansichten, von denen einige als recht mangelhafte Reproductionen von Photographien störend wirken. M.

Literarisches Jahrbuch von Alois John. 1. Band. Eger 1891. 8°, 98 Seiten, elegant ausgestattet, Preis 1 fl. Das herrliche Egerland darf sich glücklich schätzen, einen so liebevollen und unermüdlichen Erforscher seiner Geistesschätze und beredten Verkündiger seiner Wunder zu besitzen, wie es Alois John ist, der in den vergangenen Jahren verdienstliche, wegweisende literarische Jahresberichte herausgegeben und heuer endlich zur Ausgabe eines eigenen Jahrbuches geschritten ist, welches das Centralorgan für die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen Nordwestböhmens und der deutschen Grenzlande bilden soll. Das im Selbstverlage des Verfassers erschienene Buch ist mit dem Titelbilde der Frau Margarethe Halm, geborenen v. Wilhelm, geschmückt und sehr reichhaltig an Aufsätzen und Notizen aller Art. Die Einleitung begrenzt das Arbeitsgebiet und giebt ein vorläufiges Programm. Hieran würde sich wohl am besten der „Aufruf zur Gründung eines literarischen Vereines in Eger“ schließen. Ueber die Eintheilung des Stoffes wäre Manches zu sagen, sie scheint mir zu wenig Plan zu verrathen. So ist auch die anmuthende Schilderung einer „Frühlingsfeier auf dem Tillenberge“ von A. John ins Gesträuch der zahlreichen Notizen gekommen. Gedichte von L. Zapf und F. Binhack, sowie ein kurzer Aufsatz über heimische Dialektdichtungen sind zwischen den größeren Abhandlungen eingeschoben. Von Interesse sind des Verfassers Nachrichten über die Ausbeute historischer Quellen im Königswarter-Schloß (Seite 38 fg.). Recht erwünscht kommt uns ferner ein kurzer, aber inhaltreicher und sicher orientirender Essay von E. Veckenstedt, dem Herausgeber der „Zeitschrift für Volkskunde“, über Wesen, Zweck und Bedeutung der Volkskunde. Ein besonderer Abschnitt ist neuen Beiträgen zu Goethe's Beziehungen zu Deutschböhmen eingeräumt. Eine erste Abhandlung „Goethe und Abt Reitenberger“ von S. M. Prem bringt einiges Neue zur Lebensbeschreibung des Gründers von Marienbad, gelegentlich auch zu anderen merkwürdigen Persönlichkeiten. Ueber „Goethe in Marienbad“ handelt auch E. Redenhall in den Breslauer „Monatsblättern“ 1889, Nr. 8, welcher von den Beziehungen Goethe's zum Scharfrichter Karl Huß und zu Ulrike spricht und zu letzteren Goethe's ungedruckte Verse mittheilt:

„Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt im jugendlichen Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sonnenbrand.“

Ulrike v. Levetzow, Goethe's letzte Liebe, die noch heute lebt, scheint keine Briefe von Goethe zu besitzen; von Briefen derselben an Goethe sind die beiden Nachschriften, welche v. Loeper 1887 im 8. Band des „G.-J." veröffentlichte — Alles.

Ein zweiter Aufsatz von A. John bespricht den berühmten Kammerbühl bei Eger und das projectirte Goethe-Denkmal auf demselben, welches zwischen Seite 32 und 33 abgebildet ist.

So ist also dieses Jahrbuch bei bescheidenem Umfange recht reichhaltig, und wenn es auch eingestandenermaßen noch nicht das ist, was es sein sollte, so sind doch recht gute Anläufe gemacht. Wir verfolgen die weitere Entwickelung des idealen Unternehmens mit Interesse. Durch das „Jahrbuch" geht ein frischer Geist, der nach freier Forschung und Originalität ruft. Derselbe brauchte sich indessen nicht gar so hitzig gegen die „Maulwurfshistorie", die „schaale, aus plumper Ausbeutung der Archive bestehende Geschichte" zu kehren. Die „Archivare" bringen das Material, ohne welches die „Schriftsteller" selbst nicht recht vorwärts können. Die bloße „Geistreichität" hat in der Wissenschaft oft schon Unheil angerichtet und die Nachbeter auf bedenkliche Pfade geführt. Aber gewissenhafte Forschung und vergeistigte Auffassung zusammengenommen — ob getrennt oder vereint bei dem einzelnen — schaffen Dauerndes. John's „Jahrbuch" ist übrigens ja selbst ein Zeugniß für diese Auffassung, es sei darum der literarischen Welt herzlich empfohlen.

Dr. P—m.

Am 100. Geburtstage Grillparzer's von Dr. S. M. Prem, Professor in Bielitz. Bielitz 1891, im Verlage des Verfassers. Der Gedächtnißtag Grillparzer's hat, wie zu erwarten stand, eine Reihe von biographischen und Erläuterungsschriften zu Tage gebracht: theils umfangreiche, welche zum eingehenden Studium des größten österreichischen Dramatikers einladen, theils kleinere, zusammenfassende Darstellungen, welche auf knappem Raume einen kurzen Ueberblick gewähren über Grillparzer's Leben und Schaffen. Letzterer Art ist die vorliegende Festrede des Bielitzer Gymnasialprofessors. Und sie erfüllt ihre Aufgabe vollständig. In der Einleitung behandelt er die literarischen Zustände Oesterreichs zu Grillparzer's Jugendzeit; dabei hat er den landesüblichen Fehler nicht ganz vermieden und zu dunkle Farben auf sein Bild gebracht. Man läßt sich hierbei gemeiniglich viel zu sehr von rein äußeren Thatsachen leiten: allerdings waren die Aufführungen classischer Stücke auf den österreichischen Theatern weniger häufig, die Ausgaben der classischen Werke seltener als in unseren Tagen, wo sie die Bücherschränke jeder besseren Familie füllen. Allein, man las damals ganz anders, man las ähnlich wie die Classiker selbst einst gelesen hatten: zuerst verschlang man das Werk, dann las man es mit Eifer, dann ging man daran, es zu studiren. So schreibt der 22jährige Herder nach dem Erscheinen des Lessing'schen Laokoon an einen Freund: „Den Nachmittag und die folgende Nacht hindurch habe ich recht heißhungerig den Laokoon dreimal durchgelesen." Beispiele dieser Art bieten die Briefwechsel aus der zweiten

Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts massenhaft. Drei-, viermal und noch öfter wurde ein Werk durchgenommen, von allen Seiten betrachtet und so zum Besitz im Geiste und in der Wahrheit. Daher jene tiefgreifende Wirkung, welche allenthalben von den Classikern ausgegangen ist. Heute sind die Classiker um billigstes Geld zu haben, sitzen unabläßsig auf jedem Büchertisch und gehen zeitweise über jede Bühne. An Breite kann ihre Wirkung gewonnen haben, aber an Tiefe hat sie unzweifelhaft verloren. Das „Lesen" ist entweder ein launisches Nippen und Kosten oder ein stumpfes Darüberhinlesen, das nur wenige und welke Früchte bringt; und selbst diese versinken allzuhäufig im Morast der Zeitungsphrasen und der politischen Schlagwörter. Bei der Darstellung der Grillparzer'schen Geistesentwickelung hat Prem ganz richtig den Hauptnachdruck nicht so sehr auf die Zeitverhältnisse, sondern vielmehr auf die ganz eigenartige Veranlagung Grillparzer's gelegt; ja ich glaube, daß einzelne Erscheinungen im Seelenleben dieses Dichters geradezu pathologisch zu erklären sind. Den größten Theil des Schriftchens nimmt die Besprechung der einzelnen Dramen in chronologischer Reihenfolge ein, welche überall ein reifes Urtheil des Verfassers erkennen läßt. Zum Schlusse wird die österreichisch-patriotische Gesinnung Grillparzer's mit warmen Worten gefeiert. J. E. W.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Mayer, Verantwortlich Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.